

deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Postamt für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20\$ 00. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition.
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 1

São Paulo, 29. Juni 1912

IX. Jahrg.

Wochenschau.

Berichtswoche war äußerst arm an wichtigen Nachrichten. In Ermangelung eines wichtigeren Stoffes hat die deutsche Presse in dieser Woche sich hauptsächlich mit der Reise Kaiser Wilhelms den norwegischen Fjords und mit seiner Begegnung mit dem Zaren Nikolaus befaßt und allerhand Bemerkungen geknüpft. Diese Begegnung wird einen politischen Charakter tragen, steht außer Frage und von russischer Seite wird die Behauptung aufgestellt, daß sie einen Wendepunkt in den deutsch-russischen Beziehungen bilden werde. Die „Nowoje Wremja“, bekanntlich führende Blatt Rußlands, sagt, daß die Begegnung der Monarchen die deutsch-russische Freundschaft besiegeln und alles Mißtrauen, wenn ein solches überhaupt über den Ozean bestehen sollte, zerstreuen werde. Das genannte Blatt ist das Sprachrohr der russischen Regierung und auch der konservativen russischen Klassen. Wenn es Fanfaren bläst, weiß man, wie die Großfürsten und Anhang in Rußland denken, und wenn es zu einer Friedensrede ansetzt, dann weiß man wieder, daß der Kaiser sich gewendet hat, und die russischen Weingeist- und Schnapsbrenner, die auf die Regierung immer einen größeren Einfluß ausüben als die deutsche Freundschaft für vorteilhaft anseht.

— Bis vor kurzem wurde die erste Melodie gelassen. Da schien es, als ob den Herrschaften die deutsche Freundschaft nichts gelegen wäre, und sie sich über die slavische Solidarität und andere ähnliche Dinge, und da alles auf seinen Grund hat, so muß auch dieser Umstand in den Ansichten der maßgebenden russischen Kreise einen solchen haben. Aber welcher Grund haben die Deutschen jetzt vielleicht wirklich für ihren Grund, die angebotene Freundschaft anzunehmen? Rußland hat es durch seine Feindschaft mit Schweden verdorben. Es heißt nun, daß die Deutschen bei Deutschland eine moralische Unterstützung finden und deshalb kann es den Russen nicht verwundern, die Deutschen für sich zu gewinnen, damit sie sich um die Schweden nicht kümmern. Das ist aber durch eine Kaiserbegegnung nicht zu erreichen, denn die moralische Unterstützung liegt in der starken öffentlichen Meinung und auf diese hat eine Kaiserreise keinen Einfluß. Außerdem befürchtet Rußland für den Herbst die nächste Auflage der Revolution und da kann ihm

die deutsche Freundschaft sehr viel nützen. Die Nihilisten, die seit der letzten Erhebung sich im Ausland aufhielten, sind alle verschwunden u. jedenfalls sind sie nach Rußland zurückgekehrt, um für eine neue Revolution zu wirken. Bei einer solchen inneren Erschütterung leistet Rußland nichts so gute Dienste als die deutsche Freundschaft, und das wissen die Fürsten und Grafen, die die „Nowoje Wremja“ inspirieren, am allerbesten. — Für Rußland mag also ein Grund vorhanden sein, sich Deutschland zu nähern. Deutschland hat aber einen solchen Grund nicht, denn seine Sympathien müssen Schweden und Finnland gehören und die Nihilisten gehen es nichts an — die hat Rußland geboren und großgezogen, und wenn sie jetzt auch das ganze Reich in die Luft sprengen, dann ist es nichts anderes als die Strafe für die Sünden mehrerer Generationen, bei der Deutschland sich getrost mit der Rolle eines Zusehers begnügen darf. — Während die „Nowoje Wremja“ die süßeste Schokolade bläst, spionieren russische Offiziere im Deutschen Reich. Dieser Tage wurde ein russischer Hauptmann namens Kostewitsch dabei abgefaßt, wie er sich mit dem Kopieren deutscher Festungspläne beschäftigte, und dieser Kostewitsch war im direkten Auftrag des russischen Kriegsministeriums in Deutschland, um angeblich die Militäraviatik zu studieren. Auch ein Beitrag zur internationalen Aufrichtigkeit! — Fürs nächste Jahr wird Deutschland zwei Expeditionen ausrüsten. Die eine wird nach dem südlichen Polarmeer gehen und sich drei Jahre lang der Erforschung jener Gewässer widmen und die andere, deren Führer der bekannte Reiseschriftsteller Herr Benginus ist, wird nach dem Gebiet des Orinoco-Venezuela, sich begeben. Diese Expedition wird jedenfalls weiter vordringen und mehr zur wissenschaftlichen Erschließung des noch unbekanntes Südamerika beitragen als die Expedition des Mannes der „verbotenen Wege“, Savage Sandor, der neulich hier war und der jetzt über Südamerika in Europa Räubergeschichten erzählt.

In Frankreich und Portugal wird gestreikt. Der Streik in der portugiesischen Landeshauptstadt — es streiken dort die Angestellten der elektrischen Straßenbahn — ist eigentlich nur ein Lokalereignis, aber die Welt interessiert sich doch für ihn und das deshalb, weil jetzt die frischgebackenen Republikaner sich als Staatsmänner zu zeigen haben. Und sie machen ein klägliches Fiasko. Man mag zu der Frage der Berechtigung eines Streiks sich nun stellen wie man will, aber es steht doch für jedermann fest, daß

die Regierung nur in äußersten Fällen gegen Streiker mit Gewalt vorgehen darf, zumal eine republikanische Regierung, die nicht durch ein angestammtes Recht, sondern als Delegierte des Volkes dem Lande vorsteht. Die portugiesischen Machthaber haben nicht eine vermittelnde Stellung eingenommen, welche doch die einzig richtige ist, sondern sie haben sich sofort der Straßenbahngesellschaft zur Verfügung gestellt und den Streik mit Gewaltmitteln unterdrückt. Wie vor Monaten, so haben sie auch jetzt wieder alle Streikführer verhaftet und auf Schiffe gebracht, wo sie wie politische Verbrecher gefangen gehalten werden. Ein solches Vorgehen dient der Straßenbahngesellschaft nur als solcher, aber nicht der Industrie, die nicht das geringste Interesse daran hat, daß die Arbeiterschaft durch die beständigen Uebergriffe einer unfähigen Regierung zur sozialen Revolution getrieben wird, nachdem sie bei der politischen Umwälzung denselben Herren, die sie jetzt mißhandeln, große Dienste geleistet hat. Das Verhalten der portugiesischen Machthaber hat für Europa aber doch etwas gutes: die Arbeiterschaft wird durch diese Erfahrungen von ihrem Republikanismus allmählich kuriert und wenn die Portugiesen ihren bisherigen Heldentaten noch einige neue hinzufügen, dann werden die republikfreundlichen Sozialisten zu derselben Ueberzeugung sich bekehren lassen, zu der die kommunistischen Anarchisten sich bereits bekehrt haben: Die Republik bedeutet in sozialer Hinsicht keinen Fortschritt und deshalb haben die sozialen Parteien keinen Grund, an der Republik mitzuarbeiten. — Der Streik in Frankreich ist weit umfangreicher und für die Welt bedeutender als der Streik in Lissabon. Die matrikulierten Seeleute haben sich in den Ausstand erklärt und kein französischer Dampfer kann Havre, Bordeaux oder Marseille verlassen. Das bedeutet für den französischen Handel einen ungeheuren Schaden; die Stimmung im Lande wird sehr gereizt, aber gegen den Streik ist vorläufig nichts auszurichten, denn sowohl die Gesellschaften wie die Seeleute bleiben hart bei ihren Forderungen und die Regierung hat keine Aussicht, durch gütige Vermittlung das Ende des Aufstandes herbeizuführen.

Die öffentliche Meinung ist geteilt. Die Streiker haben ihre Verteidiger und die Schifffahrtsgesellschaften haben wieder die ihrigen und jedenfalls haben beide streitenden Parteien bis zu einem gewissen Grade recht und ebenso bis zu einem gewissen Grade unrecht. Die Seeleute sind vernachlässigt worden. Bei der französischen Handelsflotte haben sie es viel schlechter als z. B. bei der deutschen oder bei der englischen; die Behandlung ist eine brutale, die Entlohnung schlecht; von einer sozialen Fürsorge haben sie so gut wie gar nichts — das gibt ihnen ein Recht, zu fordern, ein Recht zum streiken. Jetzt kommen die Forderungen aber zu plötzlich und sie gehen zu weit — also haben auch die Gesellschaften ihre Rechte und die große Kunst ist jetzt nun die, den goldenen Mittelpunkt zu finden, an dem sie beide zusammentreffen und Frieden schließen können. — Während in Frankreich selbst der große Streik alles Interesse absorbiert, steht die Expedition des Obersten Groumond in Süd-Marokko im Kampfe mit den halbwildern rebellischen Stämmen. Die letzten Nachrichten lauten aber günstig, denn die Franzosen sind in mehreren Schlachten Sieger geblieben und man kann erwarten, daß der Friede in Marokko bald hergestellt sein wird. Die arabischen Stämme werden jedenfalls früher besiegt sein, als die Spanier zufriedengestellt. Ueber den Gang der französisch-spanischen Verhandlungen betreffend ihre Rechte und Pflichten in Marokko verlautet wohl nichts bestimmtes, aber das selbst ist

schon der beste Beweis, daß sie nicht vom Fleck wollen, daß zwischen beiden Ländern tiefe Meinungsverschiedenheiten bestehen, welche die Diplomatenkunst nicht so leicht beseitigen kann. Zu schweren Folgen wird diese Divergenz der Ansichten freilich nicht führen, denn man ist heutzutage nicht mehr so kriegerisch gestimmt, daß man sofort wie die Diplomatie stecken bleibt, an die Waffen appellieren würde.

In den Vereinigten Staaten hat der Wahlkampf heftig eingesetzt. Die Konservativen der republikanischen Partei in Chicago haben den gegenwärtigen Präsidenten, William Taft, mit großer Stimmenmehrheit zum Kandidaten proklamiert. Roosevelt hat aber seine Kandidatur nicht zurückgezogen und agitiert, von vielen Seiten unterstützt, gegen seinen früheren Freund, der jetzt sein schlimmster Gegner geworden ist. Er will ein Regierungsprogramm veröffentlichen, das der Inbegriff alles Guten werden soll. Auf dieses Programm kann man gespannt sein, und auch darauf, ob Roosevelt, wenn er wirklich gewählt wird, auch gesonnen sein wird, es zu halten. Mehr als gute Worte trauen die meisten Roosevelt nicht zu. Auch die Demokraten regen sich, denn ihnen kommt ja die Meinungsverschiedenheit in der republikanischen Partei zugute. Sie wissen aber noch nicht, wen sie zum Kandidaten aufstellen sollen: Bryan oder Parker. Diese Männer sind schon Kandidaten gewesen und beide sind populär und beide haben sie das Recht, auf das Schild gehoben zu werden. Die Wahlkampagne beschäftigt die Nordamerikaner jetzt begreiflicherweise mehr als die Revolutionen auf Kuba und in Mexiko, von welchen nichts neues zu melden ist. Sie stehen auf demselben Fleck, und wenn heute der Telegraph einer Partei den Sieg zuspricht, dann bedenkt er morgen wieder die andere und schließlich ist doch wieder alles beim alten geblieben.

Unsere Kriegsmarine.

Die Marinekommission der Bundes-Deputiertenkammer hat den Gesetzentwurf über die Festsatzung des Effektivbestandes unserer Flotte für 1913 zum Anlaß genommen, an den verantwortlichen Stellen eine ebenso offene wie berechtigte Kritik zu üben. Die Ausstellungen der Kommission decken sich in vielen Punkten mit dem, was auch wir an der Marine-Leitung auszusetzen haben, weshalb wir es uns nicht versagen können, das Gutachten wenigstens auszugsweise wiederzugeben.

Der Berichterstatter der Kommission, Herr Antonio Nogueira, stellt zunächst fest, daß der Gesetzentwurf für 1913 eine wortgetreue Kopie des für das laufende Jahr geltenden Gesetzes sei. Auch die beigefügten Motive seien dieselben. Als das Gesetz für das laufende Jahr eingebracht wurde, da erregte der Bericht des damaligen Marineministers, des Admirals Marquez de Leão, Aufsehen. Mit klaren Worten schilderte der Minister die Lage der Marine nach dem Aufstande und ihre Bedürfnisse: Maßregeln zur Instandhaltung des teuren Materials, zur Einreihung geeigneter Mannschaften, zur Belebung des Geistes des Offizierkorps. Der Kongreß gab bereitwillig die Genehmigung zu allem, was in dem Bericht als notwendig bezeichnet wurde, denn er verkannte nicht, daß die Verteidigung des Landes in Frage stand. Obwohl erst vor zwei Jahren eine Umgestaltung der Marineverwaltung stattgefunden hatte, billigte er doch eine nochmalige Aenderung, die eine Dezentralisierung, bessere Ar-

beitsteilung und genauere Feststellung der Verantwortlichkeit der verschiedenen Dienststellen mit sich brachte. Er stimmte der Aushebung von Dienstpflichtigen zu, um die Verwendung ungeeigneter Freiwilliger vermeidbar zu machen, und gab der Regierung die Genehmigung, im Auslande Instruktionsoffiziere zu gewinnen. Mehr könnte der Kongreß nicht tun.

Aber trotz der Dringlichkeit, mit der damals die Forderungen der Regierung eingebracht und bewilligt wurden, ließ die Ausführung alles zu wünschen übrig. Die Verwaltungsreform wurde erst elf Monate nach ihrer Genehmigung durchgeführt und soll nun schon wieder „reformiert“ werden. Ueber die Aushebung Dienstpflichtiger ist noch nicht verfügt worden, und die fremden Instruktoren scheinen aus der Mode gekommen zu sein. Was die Revision der Verwaltungsordnung unserer Admiralität anbelangt, so reißen die Änderungen nicht ab, die, ehe sie noch durchgeführt wurden, schon durch andere ersetzt werden, denn jeder neue Minister bringt ein neues Programm mit. Wenn es sich nur um Reformen zweiten Ranges handelte, die die Grundlagen unverändert ließen, so könnte man ja jedem neuen Verwalter schließlich seine Wünsche bewilligen. Aber in Wirklichkeit stimmt das Telegramm des scheidenden nur in wenigen Punkten mit dem des neuen Ministers überein. Zur Erbauung der Kammer wollen wir nur einen Fall zitieren. Im Jahre 1892 wurde das Marine-Sekretariat den Bedürfnissen der Republik entsprechend neugestaltet und mit einem Generaldirektor, drei Abteilungsdirektoren usw., im ganzen 17 Beamten ausgestattet. 14 Jahre lang, bis 1906, leistete das Sekretariat, den Traditionen der Kaiserzeit nachstrebend, seine Dienste zu vollster Zufriedenheit. In diesem Jahre fand es aber der Admiral Alexandrino de Alencar angebracht, dem Sekretariat einen Teil seiner Aufgabe abzunehmen und ihm nur 8 Beamte zu lassen. Die jüngste Reorganisation hat das Sekretariat wieder in alter Form aufleben lassen, ihm aber so viele Beamte gegeben, daß es schwer sein wird, für alle Beschäftigung zu finden, nämlich 42! Wo bleibt da die Vernunft? Ist nicht der Schluß berechtigt, daß wirklich angemessen die Zahl 17 war? Das ist nicht der einzige Fall. Die Marineakademie z. B. wurde 1907, 1910 und 1911 neu organisiert.

So kann es nicht weitergehen. Es ist nötig, daß der Kongreß mit den Blanko-Ermächtigungen an die Regierung aufhört, daß alle Organisationsfragen nur durch Gesetze geregelt werden dürfen und daß das Gebiet genau umgrenzt wird, auf dem die ausübende Gewalt durch Dekrete vorgehen kann. Auf diese Weise kommt Stetigkeit in den Betrieb, und außerdem hört die Neigung der Regierung auf, die Vollmachten, die ihr durch die Blanko-Ermächtigungen gegeben werden, zu überschreiten.

Es ist anerkennenswert, daß die jetzige Regierung sich so sehr um die Schiffsjungenschulen bemüht, um aus ihnen ein gutes Mannschaftsmaterial zu erhalten. Aber das rechtfertigt noch nicht den Aufschub, den die Ausführung des Aushebungsgesetzes erleidet. Anstatt uns durch das Beispiel der anderen Republiken Südamerikas anfeuern zu lassen, scheinen wir Angst zu haben, die Verfassung zu erfüllen. Obwohl wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Aushebung eines Tages doch noch Wirklichkeit wird, wollen wir doch gleichzeitig die Forderung aufstellen, daß die Regierung ihre Fürsorge für die Schiffsjungen nicht aufgibt, daß sie vor allem sich bemüht, diesen Nachwuchs von dem verderblichen Einfluß möglichst lange fern zu halten, den bei aller gesteigerter Strenge in der An-

werbung die Freiwilligen doch noch ausüben können. (Unsere Flußgrenzen im Norden wie im Süden fordern nach wie vor eigene Flotten. Schon im Jahre 1906 hat der Berichtersteller der Marinekommission einen Gesetzentwurf über die Rekrutierung, die Kasernierung, den Bau von Reparaturwerkstätten und andere Notwendigkeiten für die Amazonasflotte eingebracht. Der Entwurf gelangte nicht zur Beratung, und sowohl die Fahrzeuge dieser wie der Matto Grosso-Flotte sind noch heute ungenügend bemannt. Offiziere und Matrosen müssen ständig zurückberufen werden, weil sie an Malaria erkranken, die Schiffe der Amazonas-Flotte müssen, wenn Reparaturen notwendig werden, von Manaus nach Pará fahren, und wenn eines der Schiffe stromaufwärts soll, um die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten, dann muß es von einem Kauffahrteidampfer geschleppt werden. Die Ausgaben, die dieser Mangel an Voraussicht verursacht, sind so groß, daß man für dasselbe Geld Kasernen und Werkstätten im Uebermaß herstellen könnte. Auf Einzelheiten soll in diesem Bericht jedoch nicht weiter eingegangen werden, da, wie gesagt, für beide Flotten durch ein besonderes Gesetz Fürsorge getroffen werden muß.

Die Marinekommission wünscht aufrichtig, daß die Marine endlich nach einem wohlüberlegten und definitiven Plane ausgebaut werde, damit sie wieder zu ihrer früheren Blüte gelange. Die Elemente, die den Zusammenbruch in den Revolten überdauert haben, sind gut, und die aus den Schulen hervorgehenden sind ausgezeichnet. An der Verwaltung ist es, sie durch ständige Übung und vernünftige Disziplin so auszubilden, daß sie mit Eifer ihrem Berufe anhängen und mit Stolz die Uniform der Barroso und Saldanha tragen. Da der Gesetzentwurf, wie gesagt, eine Wiederholung des vorjährigen ist, so bleibt die Ermächtigung zur Berufung fremder Instruktoren und die Bestimmung über die Aushebung Dienstpflichtiger bestehen. Die Regierung muß Urteilskraft genug besitzen, um davon zweckentsprechend Gebrauch zu machen. —

Das ist in den Hauptzügen der Inhalt des Berichts der Marinekommission der Kammer. Er schenkt, wie man sieht, der Regierung nichts. Ob die Kritik Erfolg haben wird, ist freilich eine andere Frage. Es liegt im Volkseharakter, daß Fehler richtig erkannt und freimütig kritisiert werden. Aber vom Erkennen bis zum Vollbringen ist noch ein weiter Weg.

Eine Reise nach Argentinien.

Von Fr. H.

II.

Das schwüle Wetter hatte sich in einem der berüchtigten Temperaturstürze merklich abgekühlt, ein starker Wind, der sich schließlich zum Sturme auswuchs, hatte sich erhoben, und schließlich wurde es so empfindlich kalt, daß ich froh war, einen guten Mantel mitgenommen zu haben. Riesige Wassermassen begannen vom Himmel zu stürzen und bildeten breite Flüsse zu beiden Seiten der Bahnstrecke, Hagel prasselte dazwischen, daß Korn und Luzerne sich zu Boden legte, und wir hatten gute Gelegenheit, das launische und unberechenbare Klima Argentiniens kennen zu lernen, wie es Sievers in seinem Werk „Amerika“ geschildert hat. Mit Mühe und Not kämpfte unser Zug gegen das Unwetter an und wir konnten von Glück sagen, daß es uns nicht ähnlich ging wie einem Zuge auf der Konkurrenzlinie, bei dem einige Wagen aus den Schienen ge-

worfen worden wären, wie wir einige Tage später im „Argentinischen Tageblatt“ in Buenos Aires lesen konnten. Mit zwei Stunden Verspätung kamen wir gegen Abend in Rosario an und es war unser erstes, eine der Station benachbart liegende kleine Schenke aufzusuchen und unsere erstarrten Lebensgeister mit viel „Café com leite“, der reichlich sächsisch schmeckte, wieder zu erwecken. Einen Aufenthalt in diesem Chicago Argentinien, wie seine Bewohner es gern nennen hören, nahmen wir für die Rückreise in Aussicht, und um möglichst rasch unser vorläufiges Ziel Malabrigo zu erreichen, fuhren wir noch in der Nacht im entsetzlichen Bummelzuge nach der alten Stadt Santa Fé.

Daß es alt ist, ist das einzig Erwähnenswerte an diesem Nest mit seinen vielen Kirchen und Kapellen im Jesuitenstil, im ganzen ein heißes unerfreuliches Loch, und nur draußen am Rio Salado, wo einige Dampfer Quebracho-Holz luden, herrschte einiges Leben und Treiben. Auch hier wieder dasselbe Lied: „Was wollen Sie hier, wenn es Ihnen in Brasilien leidlich gut geht? Wenn sich Ihr Kapital hier in harter „Schufferei“ mit 10 Prozent verzinst, können Sie mehr wie zufrieden sein. Unter 150 bis 200 Pesos kaufen Sie auch im Norden kein Land, das was taugt, und wenn Sie meinen, daß Sie da oben mehr vom Leben haben als bei Ihnen zu Hause, wenn Sie auf Schule und Kirche nicht ganz verzichten wollen, dann bleiben Sie von dort weg. Im Chaco finden Sie noch billigeres Land, aber es ist nicht jedermanns Sache, in den Chaco zu ziehen.“ Aber umdrehen wollten wir deshalb doch noch lange nicht und darum: Auf nach Paraguay, dem Garten Südamerikas! Als wir dann beim festlichen Mahle in einer deutschen Wirtschaft saßen (Hotel konnte man das beim besten Willen nicht nennen), fliegenumsurrt und schwitzend in dem alten Backofen, warf ich einen Blick in eine eben erstandene Zeitung und las oben die fettgedruckte Inschrift über einem Artikel: Revolution in Paraguay! Die Götter wolltens augenscheinlich nicht, denn oben Major oder gar General zu werden, dazu hatten wir von Hause keine Erlaubnis mitbekommen, und ohne Zustimmung unserer Enehälften getrauten wir uns nicht, unserem Leben solch entschiedene Wendung zu geben, — also damit war es auch nichts. Ich, der ich keinen militärischen Rang bekleide wie mein Kollege, kann das scharfe Schießen überhaupt schlecht vertragen und so wurde denn wohl oder übel vom Besuche des „Gartens Südamerikas“ Abstand genommen. Und die Ereignisse seither haben uns Recht gegeben, denn bunt genug geht es auch heute dort oben noch zu. Wir hatten zwar längst eingesehen, daß wir töricht gehandelt hätten, den Gedanken an eine Uebersiedlung noch ferner zu hegen, aber anstandshalber mußten wir doch noch ein Stück weiter ins Land hinein, um uns nicht bloß vom Eisenbahnwagen aus anzuschauen und nicht nur vom Hörensagen zu informieren, und so wurde der Entschluß gefaßt, wenigstens noch bis nach Malabrigo zu gehen. Dort erfuhren wir, daß unser Gewährsmann, mit dem schon von Brasilien aus korrespondiert worden war, gar nicht mehr an dem Platze wohnte, und was wir sahen und hörten, war nicht verlockend genug, noch weiter hinauf bis Resistencia zu gehen, also zurück über Santa Fé nach Rosario. Von dort sollte es per Dampfer nach Buenos Aires gehen, aber bei der großen Gesellschaft, die diesen Dienst besorgt, klappt es augenscheinlich ebenso herrlich wie bei unserem lieben Lloyd Brasileiro. Vor einigen Tagen war der Mihanovich-Dampfer flußabwärts gegangen und wann der nächste ging, das wußten die Götter! Zwei Tage wurden also noch an Rosario und Um-

gend gependet, und ich muß gestehen, das wäre eine Stadt, in der ich leben möchte und in der es mir gefallen könnte. Eine starke deutsche Kolonie, Schule für die Kinder, billiger Lebensunterhalt, dabei alles, was eine Großstadt zu bieten hat, aber Land ist in der Umgegend nur zu den horrendsten Preisen zu haben und zum Gastwirt hat nicht jeder die nötige Veranlagung.

Von hier aus wurde telegraphisch der Versuch gemacht, mit den früher gereisten Landsleuten in Verkehr zu treten, zumal wir ganz zufällig im Hotel gehört hatten, daß es ihnen bei den lieben Verwandten auch nicht recht geglückt wäre, aber eine Antwort traf nicht ein und sie waren erst zwei Wochen nach unserer glücklichen Heimkehr in Brasilien auch zu Hause, ebenfalls ganz kuriert von ihren Auswanderungsplänen und froh über ihre Kaffee-Berge. Zwei Monate Arbeit im Inlande hatten ihnen mehr aber gleiche Erfahrungen wie uns gebracht, und zwar nicht bloß vom Hörensagen, sondern am eigenen Leibe.

Einen nach Westen, etwa nach Cordoba ursprünglich ins Auge gefaßten Abstecher schenkten wir uns großmütig und nach den zwei lehrreichen Tagen in Rosario, das wir von einem aufgeschütteten Hügel von ca. 10 Meter Höhe (einen natürlichen Berg von gleich imponierenden Verhältnissen besitzt die Stadt und Umgegend nicht!) noch bewundert hatten, vertrauten wir uns der Uferbahn über San Nicolas an und dampften nach Buenos Aires zurück. Auffallend war auf allen Stationen das Gewimmel arbeitssuchender und arbeitsloser Menschen, obschon die Heuernte bereits in vollem Gange war; alle diese Hunderte und Tausende warteten mit Sehnsucht auf die Weizenernte, viele freilich ohne Erfolg, wie ich später in der Zeitung las.

Das Wetter hatte sich wieder aufgeheitert. Das blanke Wasser, das wenige Tage vorher in den Kartoffel- und Kornfeldern gestanden hatte, war wieder verschwunden und überall sah man hochgetürmte Wagen das Alfafaheu in Sicherheit bringen. So bescheiden auch unsere Wohnungsverhältnisse in Brasilien sein mögen, berührten uns überall die erbärmlichen Ansiedlungen peinlich, die zu sehen waren. Ausnahmslos wohl sind diese hühnerstallähnlichen Häuschen von armen Pächtern bewohnt. Kein weiteres Gebäude als diese primitiven Behausungen mit ihren einseitigen oder flachen Dächern, veräuchert und oft genug auch verfallen, die Ackergeräte und Maschinen auf einem kleinen Hof dem Wind und Wetter ausgesetzt, neben dem Palast die lange und niedrige „Parva“ von Alfafa, kein Baum und kein Strauch, mißfarbiger Rauch von halbtrockenem Kuhmist — wahrlich alles kein verlockendes Bild. Dann und wann wieder eine größere Besitzung mit schnurgerader Allee und dem unvermeidlichen Windmotor, mit schönen Viehherden, wurde als angenehme Abwechslung empfunden. Es muß ein hartes arbeitsvolles Leben sein, das diese Pächter bei den wucherischen Pachtpreisen führen. „30 Taler Pacht pro Hektar jährlich“, sagte uns ein junges Ehepaar, das nach fünfjähriger Pause 14 Pesos an eine Reise nach Rosario angelegt hatte, um wieder einmal deutschen Gottesdienst zu genießen. „Wenn man um 7 Uhr zum Frühstück geht, hat man sich schon müde gearbeitet“, meinte der versorgt und abgearbeitet aussehende Mann. „bloß um das Blutgeld von Pacht herauszuschinden, tausend Taler Schulden haben wir auch noch vom Ankauf der Maschinen und Geräte her und seit fünf Jahren plagen wir uns, um vielleicht in ein bis zwei Jahren schuldenfrei zu werden.“ Da habens freilich die Kolonisten in den Kaffee-Distrikten Brasiliens besser, die arbeiten sich durchs

nicht zuschanden und haben manchen lieben Tag frei zum Herumreiten und Bummeln, so konnte ich zu meinem Gefährten sagen, und der mußte verständnisvoll nicken.

In Buenos Aires war unser Wirt recht überrascht, daß wir so bald wieder da waren und erklärten, wir hätten von Argentinien gerade genug gesehen. „Nach Resistencia hätten Sie doch noch hinaufgehen sollen,“ meinte er etwas vorwurfsvoll, widmete sich unserem leiblichen Wohl dann aber doch wieder mit solchem Eifer, daß er mir für eine Flasche leichten Zeltinger drei Pesos abnahm, was übrigens dem guten Tropfen keinen Abbruch tat. Meinem Kameraden hatte „solch Zeug übrigens noch nie geschmeckt“, und er trank einen sehr trinkbaren süßen Mendozawein. Die Verpflegung ist sonst, wie schon einmal erwähnt, in Argentinien gut und billig, so mußte sie wenigstens uns Brasilianern erscheinen, die wir viel schlechtere Kost und ganz andere Preise angekreidet bekommen. In einem Hotel derselben Kategorie wie der „Deutsche Bund“ bezahlt man in Brasilien 9 Milreis, das sind 12 Mark pro Tag, dagegen ist der Preis von 3 Pesos gleich 5,40 Mark, erster Klasse, in Argentinien mehr wie billig zu nennen, und das Essen ist reichhaltiger und schmackhafter, zumal das Fleisch ist viel besser. Daß uns freilich die verschrumpfte Brasilbanane oder die pelzige zerdrückte Paraguayorange, die man großartig als Nachtschiff servierte, etwas lächerlich erschien, liegt daran, daß bei uns für diese Delikatessen nur der eigene Verbrauch in Frage kommt und ein Markt dafür im Inlande gar nicht existiert. Hier ist eben alles nur auf den Kaffee zugeschnitten, der die teure Fracht auf dem Maultierrücken zu den spärlichen Stationen und Häfen allein verträgt, — hat doch, fast unglaublich aber wahr, eine mir bekannte Frau gegen vier Säcke Abacaxi und Ananas dem Borstenvieh verfüttert, weil die Kinder sie nicht mehr mochten. Aufkäufer für solche Früchte gibts hier eben nicht und wenn der Kolonist für vier Säcke Ananas 16 Milreis Fracht bis zur Station bezahlen und als Verkäufer zur Hauptstadt damit per Bahn reisen wollte, so machte das mehr Unkosten als der ganze Kram wert ist. Dafür kostet ein Kalifornia-Apfel in Rio 500 Reis, und Äpfel gibts zu Zeiten dort unten wieder in Hülle und Fülle. Auch Kleider, Wäsche und sonstige Utensilien kauft man in Argentinien bedeutend billiger wie hier, ich habe das bei diversen Einkäufen selber mit Vergnügen feststellen können; auch mein Reisegefährte machte dieselbe angenehme Erfahrung, als er sich einen Anzug zulegte.

Die Unterhaltung mit alten Deutschargentinern, zu der sich oft genug Gelegenheit bot, ergab immer dasselbe Fazit für uns: Zu bleiben, wo wir sind. Die in dem Alemannischen Buch „Am Rio Negro“ angeführte Rentabilitätsberechnung für eine Estancia in Cordoba ergibt 9 Prozent Reingewinn bei einem Anlagekapital von mehr als 500.000 Pesos, und die muß man erstens erst wirklich haben und zweitens, wenn ich sie z. B. hätte, machte ich damit etwas anderes als Estanciero in Cordoba zu werden. Die Kornfelder machten auf mich als alten deutschen Landwirt durchaus keinen imponierenden Eindruck, der Raubbau schaut da hinten und vorn überall heraus, und die hier höchstgerühmten Erträge gibt in Deutschland die gesegnete Lausitz auch und die ist doch lausitzlich genug. Schön waren nur die Luzernefelder, denen das nasse Wetter augenscheinlich sehr gut bekommen war, Kartoffeln standen auch nicht übel, aber Weizen, Lein, Hafer konnten reichlich besser stehen. Zwar produziert hier der Landmann bedeutend billiger als

der deutsche, und das gleicht vieles wieder aus, aber ich wäre doch keinen Moment im Zweifel, daß ich in Falle einer Auswanderung von hier zehnmal lieber nach Deutschland als nach Argentinien übersiedelte.

Die Tage, die uns bis zur Einschiffung noch übrig blieben, wurden noch nach Kräften ausgenutzt, um Buenos Aires noch etwas besser kennen zu lernen. An Prachtbauten steht es hinter Rio de Janeiro mit seiner großartigen Avenida Rio Branco zurück, auch an der Casa Rosada, dem Regierungspalast, war außer dem riesigen Kavalleristen, der sie in einer Uniform bewachte, die lebhaft an Friederichianische Zeiten erinnerte, nicht viel zu bewundern. Reizend liegt Belgrano, eine Vorstadt, in der ich die Zinsen der 500.000 Pesos, wenn ich sie hätte, viel lieber verbrauchen möchte als auf einer Estancia in Cordoba. Das ist so recht ein Buen Retiro für reiche Leute, von denen Argentinien übrigens Ueberfluß haben soll. Und das ist kein Wunder, denn ein Riesenland gehört verhältnismäßig wenigen Menschen, die ihren Besitz in seiner Ausdehnung kaum kennen, dann und wann durch einen Agenten ein paar tausend Hektar verkaufen lassen, wenn sie Geld brauchen, und den Rest zu Spekulationszwecken wüst liegen lassen. Ungesunde Verhältnisse ohne Zweifel. Ein mit etwa 6—8000 Mark einwandernder Fremder hat höchstens die Chance, als Arbeiter oder Pächter unterzukommen, und das ist eine Summe, die ihn fraglos in Stand setzt, sich in Brasilien ein hübsches Heim zu erstehen und schuldenfrei loszuwirtschaften. Die Matschigsche Aufstellung in seinem Büchlein für germanische Immigration ist zwar wunderhübsch, aber es muß dann auch alles wunderbar klappen, keine Heuschrecken und keine Mißernte kommen, sonst wird der Ansiedler nicht in vier, sondern erst in vierzehn Jahren schuldenfrei, und das ist keine verlockende Aussicht. Uebrigens ist die erwähnte Aufstellung heute auch schon veraltet, solche Landpreise gibt es eben nicht mehr. Argentinien ist also ein Land mit Hunderttausenden Quadratkilometern fruchtbaren bebauten Bodens, sechs Millionen Einwohnern, von denen ein Viertel die Hauptstadt bewohnt, und keinen Platz hat für den wenig oder gar nicht bemittelten Einwanderer, außer als Knecht oder Pächter bei 30 Taler Landpacht pro Hektar!

Ich wäre gern noch nach Uruguay hinübergegangen, denn das wäre, wie man so sagt, schon ein Abwaschen gewesen, aber der brennende Wunsch meines Gefährten, anfangs Dezember wieder zu Hause zu sein, da er als Kirchenvorstand in diesen Tagen einen unserer vier jährlichen Gottesdienste abzuhalten hatte, war ein Grund schwerwiegendster Art, uns wieder auf die Heimreise zu machen. Ich hatte mir noch dazu von Hause einen unangenehmen weiteren Reisekollegen mitgenommen, ein Geschwür auf, nun sagen wir auf dem oberen Oberschenkel, das man hier seltsamerweise einen „Capitão“ nennt, und je weiter, je eklicher wurde das Ding; auch ich hatte den brennenden Wunsch, es lieber auf meinem bequemen Schaukelstuhl statt auf Eisenbahnbanken loszuwerden, und so wurde auf einem italienischen Dampfer Passage nach Santos genommen. Herr Knöpfle knöpflete uns noch zum großen Verdruß meines Kollegen den Preis für zwei ungegessene Mahlzeiten in lebenswürdigster Weise ab und unter Verlust eines mir im Hotel gemausten Jacketts verließen wir den gastlichen Boden Argentinien und waren nach drei Tagen auf heimatlicher Erde in Santos.

Nach dem frischen Winde, der auf See geherrscht hatte, war die Backofenhitze in dieser betriebsa-

men Stadt kaum zu ertragen, und nach einigen Kreuz- und Quergängen zu ihrer oberflächlichen Besichtigung, auf denen Gelegenheit war, die riesigen Kaffee-Vorräte zu bestaunen, atmeten wir befriedigt auf, als uns die herrliche Gebirgsbahn in lichte Höhen und reinere Luft nach São Paulo hinauftrug. Eine solche Stadt wie São Paulo auch nur einigermaßen kennen zu lernen, erfordert immerhin mindestens einige Tage und die standen uns nicht zur Verfügung, um so mehr als mein Kollege die Tage bis zu seinem Elrentage ängstlich zählte. — also wieder ein paar Fahrten durch diverse Straßen, um wenigstens einen Gesamteindruck zu gewinnen, der, nebenbei gesagt, ein ganz vorzüglicher war. Da ein Dampfer nach Rio in diesen Tagen nicht zu haben war, mußte in den sauren Apfel gebissen werden, unseren Leib der Zentralbahn anzuvertrauen. Ich kann nicht behaupten, daß meine Erwartungen nach allem, was ich über diese Musterbahn bisher gelesen hatte, besonders hochgespannt waren, aber so lumpig hatte ich sie mir doch nicht vorgestellt!

In landwirtschaftlicher Hinsicht brauchte uns die Gegend zwischen São Paulo und Rio auch nicht sonderlich zu imponieren. Mit Ausnahme der Region um Taubaté, wo viel Reis und etwas Kaffee zu sehen war, erschien das Land wenig fruchtbar, landschaftlich ist sie freilich sehr schön. Stundenlang fährt man das Parahybatal entlang und schließlich türmt sich, finster und drohend, in nicht allzu großer Ferne der Itatiaya zur Linken empor. Während unten alles in hellem Sonnenschein lag, entlud sich droben über den tiefdunklen Höhen ein mächtiges Gewitter mit deutlich hörbarem Krachen, ein Bild von großem Reiz. Das letzte Stück der Bahn, von dort ab, wo sie plötzlich nach Südosten abbiegen muß, ist auch ein Wunder der Ingenieurkunst, — 16 Tunnels konnte ich zählen, als unser Zug dem Meere in einer Weise zujagte, daß mir über meiner Achse fast noch heißer als bisher wurde. Ich war froh, als wir spätabends mit tüchtiger Verspätung in Rio ankamen. Dort wartete unser noch eine Ueberraschung ganz eigener Art: unser Zugführer nämlich, der in São Paulo das Mitnehmen zweier kleiner Koffer in den Wagen untersagt hatte, schleppte uns in Rio zur Gepäckabfertigungshalle und dort mußten wir noch drei Milreis für je 12 Kilo Gepäck abladen. Die Sorgfalt, mit der wir von etwa 4 Beamten an den betreffenden Schalter geleitet wurden und der Umstand, daß wir einen Schein oder eine Quittung überhaupt nicht erhielten, erfüllt mich noch nachträglich mit der schweren Sorge, daß unser Geld wohl kaum in die Kasse der Republik Brasilien, sondern in die Taschen der dienstbeflissenen Herren gekommen ist. Nach zehnstündigem Sitzen über einer glühenden Achse, um die sich kein Mensch viel gekümmert hatte, war dieser plötzliche Eifer doch mindestens überwältigend.

In Rio gabs natürlich wieder keinen passenden Dampfer nach Victoria und nach mehrtägigem Aufenthalt sollten wir wohl oder übel wieder in die Eisenbahn steigen. Mit aufrichtiger Freude begrüßten wir auf unserer Station unsere von Rio aus telegraphisch bestellten Abholer und meine braven Reisesesel, denen ich zum steten Kummer meiner biederen Schwarzen die für sie unaussprechbaren Namen „Stotterich und Gackerich“ gegeben, spitzten in der Freude des Wiedererkennens leise wiehernd die Ohren. Von unseren Lieben unterwegs begrüßt, hielten wir frohen Einzug bei Weib und Kind, und mein werter Gefährte hatte die hohe Genugtuung, wirklich im musterhaft geleiteten Gottesdienst seinen Dank in dem hohen Tenor, mit dem er begna-

det ist, in die Kirche schmettern zu können. Daß mir eine ganze Reihe falscher Töne mit unterlief, kann ich nur auf Rechnung meiner Rührung setzen. Unsere lehrreiche und interessante, wenn auch oft beschwerliche Reise lag hinter uns und das Resultat können wir ehrlich unseren Landsleuten hier in dem guten Rat niederlegen: Bleibt, wo ihr seid!

Notizen.

São Paulo

Straßenreinigung. Es bleibt alles beim Alten. Für die Verschönerung wird alles mögliche getan, für die Reinigung geschieht dagegen wenig oder gar nichts. Das längst angekündigte neue Reglement der Straßenreinigung ist noch immer nicht in Kraft getreten und wir wissen nicht, ob dieses überhaupt noch geschehen wird. Am Ende April sollte mit dem neuen Reinigungsdienst begonnen werden, das geschah aber nicht und man erfuhr nur durch Dritte, daß der Herr Präfekt der Reinigungsgesellschaft zwei weitere Monate Zeit gelassen habe. Er selbst hielt es nicht für notwendig, der Stadtbevölkerung eine Aufklärung zu geben und auch die betreffende Gesellschaft sagte nichts. Diese zwei Monate, die zugestanden sein sollen, sind jetzt bald zu Ende. Es fehlen nur noch vier Tage, dann ist der letzte Termin da, das neue Reglement muß unbedingt in Kraft treten und doch ist diesbezüglich nichts mitgeteilt worden, man hat die Bevölkerung nicht verständigt und von dieser Bevölkerung wird verlangt, daß sie die Vorschriften der Präfektur beachten soll. Das ist ein Kunststück, eine Vorschrift zu befolgen, die man nicht kennt, und das sollen die Paulistaner fertig bringen. — Von dem Müllöfen hört man auch nichts mehr. Die Präfektur hat den keineswegs billigen Ofen gekauft, kann ihn aber nicht montieren, weil verschiedene Herren das nicht haben wollen. Hatte man irgendwo für diesen Ofen einen Platz ausgesucht, den der Präfekt für gut hielt und mit dem die Sachverständigen zufrieden waren, so kamen immer gute und einflußreiche Freunde und sagten dem Präfekten kurz und bündig, daß der Ofen dort nicht errichtet werden könne, weil ihre Wohnhäuser in der Nähe seien und sie einen Müllöfen nicht in der Nähe haben wollten. So ist der Ofen noch immer nicht errichtet und da der Präfekt überall Freunde hat, die er alle berücksichtigen muß, so können wir uns darauf gefaßt machen, daß der Ofen während seiner Amtsführung überhaupt nicht zur Aufstellung kommen wird. Angeschafft ist er und Geld hat er gekostet — das tut aber nichts zur Sache, denn das Geld ist doch dazu da, daß es ausgegeben werde: sonst hat es ja seinen Zweck verfehlt. — Die unentwegten Freunde der Stadtverwaltung sind der beneidenswerten Ueberzeugung, daß die Stadt gar nicht reiner sein könne, da sie in der Reinigkeit sogar den Rekord schlage. Wir können diese Ansicht leider nicht teilen, denn unsere Augen überzeugen uns beständig von dem Gegenteil. São Paulo ist nicht rein. Nicht nur die Vorstädte sehen verwahrlost aus, sondern auch die zentralsten Straßen und das trotz der drakonischen Gesetze, nach welchen es sogar verboten ist, ein Stückchen Papier auf die Strasse fallen zu lassen. Gesetze machen ist nicht schwer, aber mit dem Halten ist es anders, deshalb macht man sie und läßt sie unbeachtet. Wir wollen dieses mal, um nicht gar zu

ausführlich zu werden, nur auf zwei Punkte aufmerksam machen. Es ist nach unserer Ansicht ein Skandal, daß die Mauer an der Rua Quintino Bocayuva zwischen der Rua José Bonifácio und der Rua Barão de Paranapiacaba als Mictorium benutzt wird und daß der Polizist, der auf derselben Ecke den Verkehr regelt, dieses als selbstverständlich ansieht. Das Plätzchen ist wohl etwas still, aber es ist doch zentral, denn es ist keine hundert Schritte von der Rua Direita entfernt. So etwas sollte und dürfte man nicht dulden, denn das verstößt gegen den elementarsten Anstand. Ein Mißstand anderer Art ist, daß die Polizei den Zeitungsverkäufern, die jeden Nachmittag in der Travessa do Commercio sich zusammenfinden, gestattet, Orangen- und Bananenschalen auf das Pflaster zu werfen. Auf diesen Unfug haben sowohl wir wie die meisten anderen Blätter schon wiederholt aufmerksam gemacht, aber von einer Besserung ist nichts zu merken und die enge Travessa sieht nach wie vor jeden Nachmittag ganz gelb aus. Die Schalen liegen nicht vereinzelt da, sondern haufenweise, denn jeder Zeitungsjunge verzehrt, während er auf die „Platêa“ wartet, zwei oder mehrere Früchte und die Schalen läßt er in souveräner Mißachtung der Municipalgesetze auf dem Pflaster liegen. Was würde das nun der Polizei kosten, die kleinen Jungen daran zu erinnern, daß die Travessa keine Ablagerstätte für Fruchtschalen ist, aber sie tut es nicht, und wenn jemand da auf eine der Schalen tretend ausgleitet und sich ein Bein bricht, dann ist die Autoambulanz schnell herbeigerufen und der Mann bekommt gratis einen Gipsverband. — Gerade jetzt sollte die Präfektur alles daran setzen, um die Stadt rein zu halten, denn in verschiedenen Straßen sind vereinzelt Fälle von Pocken vorgekommen und die Unreinigkeit erhöht die Gefahr der Verbreitung. Man rede sich nicht ein, daß der gute Sanitätsdienst die Stadt vor der Verbreitung der Pocken schützt. Der Sanitätsdienst kann nur dann uns die verlangte Sicherheit geben, wenn die anderen Autoritäten ihm helfen und nicht das verderben, was er gut gemacht hat. Bisher sind die Pocken nur sporadisch aufgetreten, aber die Erfahrung lehrt uns schon zur genüge, daß von einzelnen Fällen zu Massenerkrankungen der Weg nicht besonders fern ist und das sollte unseren Municipalautoritäten doch zu denken geben.

Aus Monte Mór wird uns geschrieben: Wir haben hier kurz hintereinander zwei Grundsteinlegungen erlebt. Am 13. Juni wurde hier im Beisein hochgestellter Persönlichkeiten zu einer öffentlichen Schule der Grundstein gelegt und einige Tage später vereinigte sich die hiesige deutsche Kolonie, um den Grundstein zu dem Lokal des schon achtzig Mitglieder zählenden Vereins „Germania“ zu legen. Das Gebäude, das da durch solidarische Arbeit des hiesigen Deutschtums entsteht, ist vorerst als Versammlungslokal des genannten Vereins gedacht, aber sobald die Umstände das erlauben werden, soll es zu einer deutschen Schule erweitert werden. Der Verein „Germania“ verfolgt ja in erster Reihe den Zweck, das Deutschtum zu pflegen, die deutsche Sprache und deutsche Sitte auch den spätesten Generationen zu erhalten, und das können wir einzig und allein durch die Schule, durch eine gute deutsche Schule erreichen. — Die Grundsteinlegung fand am Sonnabend, den 22. Juni, statt und es war dieser für uns Deutsche von Monte Mór ein Freudentag.

Mord auf einer Fazenda. Aus Ribeirão Preto wird von einem Mord berichtet, der von einigen Kolonisten der Fazenda „Pau d'Alho“, Besitztum des Herrn Coronel Francisco Schmidt, verübt wurde,

Verschiedene Personen, darunter der 21 jährige Kaffeeverkäufer Lutacio Uchoa, vergnügten sich bei einem Johannisfeur, als auch die Kolonisten in der Nähe ein Feuer annachten und zu tanzen begannen. (Uchoa verließ darauf seine Gruppe und ging zu den Kolonisten, die ihn aber, wie es heißt, sehr schlecht aufnahmen, weshalb ein sehr heftiger Wortwechsel entstand, in dessen Verlauf die Kolonisten über den jungen Mann herfielen, der schließlich von einem Schuß in die Stirn getroffen tot zu Boden sank. Etwas verständlicher als diese Darstellung des Falles ist die, daß Uchoa ein Kolonistenmädchen trotz des Widerspruches ihrer Eltern belästigt habe. Die Kolonisten hätten sich dieses schließlich ganz energisch verboten. Uchoa aber habe nicht darauf geachtet und so seien die Kolonisten zum äußersten gereizt worden. Von den Kolonisten sind mehrere verhaftet worden, man weiß aber nicht, wer von ihnen den tödlichen Schuß abgegeben hat.

Eisenbahnen. Es heißt, daß die São Paulo Railway vom 14. Juli ab einen neuen Zug zwischen São Paulo und Santos laufen lassen werde. Dieser Zug werde um sechs Uhr abends von der Luz-Station abfahren. Außerdem will diese rührige Gesellschaft ihre Station in Santos verbessern. Die Ausführung dieses Planes hänge aber noch von der Genehmigung der Hauptdirektion in London ab. Die São Paulo Railway, das muß ihr der Neid lassen, verbessert unaufgefordert ihren Fahrplan und ihr Material, und die Sorocabana tut das trotz aller Reklamationen nicht. Dann wundert sie sich, daß die São Paulo Railway bei dem Volke populärer ist als sie. — Die Bauarbeiten an der Linie Igarapava—Uberaba, die von der Gesellschaft Mogyana ausgeführt werden, schreiten rüstig vorwärts und sind bereits von der erstgenannten Stadt bis an den Rio Grande fertig. Weil die Gesellschaft eine in Europa bestellte große Eisenbahnbrücke abwarten muß, wird die Linie erst in achtzehn Monaten dem Verkehr übergeben werden. Die Erdarbeiten und die Schienenlegung werden viel früher fertig sein. Die Brücke wird eine Spannung von dreihundert Metern haben.

Industrie. Die Herren Martinho Chaves, Albuquerque Pinheiro und João Duarte haben eine Gesellschaft gegründet, die in Ribeirão Pires eine Fabrik für Steingut- und Tonwaren errichten wird. Diese Gesellschaft will sich aber auch mit anderen Industrien befassen. Mit den Arbeiten zur Errichtung der Fabrik soll schon am 1. Juli begonnen werden.

Rundbahn. Die alte Angelegenheit der städtischen Rundbahn lebt wieder auf und sie dürfte geeignet sein, unserer Stadtverwaltung recht viel Unannehmlichkeiten zu machen. Der Advokat des Konzessionärs Coronel Benedicto G. de Moura Lacerda, Dr. Martim Francisco Sobrinho, hat gegen die Municipalität eine Entschädigungsklage angestrengt und verlangt nicht weniger als fünftausend Contos, weil die Präfektur im Jahre 1899 den Kontrakt mit seinem Klienten annulliert hat. Wir glauben kaum, daß der Kläger einen vollen Erfolg erreichen wird, aber der Prozeß allein muß der Stadtverwaltung peinlich sein.

Sensationelle Gerüchte durchschwirten gestern wieder die Stadt. Es hieß, daß in Rio etwas außerordentliches vorgehe, daß der Handel der Bundeshauptstadt schließe, die Polizeibrigade in Bereitschaft stehe und andere solche mehr wurden erzählt. Der Telegraph schwieg dabei mit einer unübertrefflichen Beharrlichkeit. Die Staatsregierung sowie das Kommando des hier stationierten Bundesmilitärs wußten nichts. Wie bei solchen Fällen es nun einmal löblich, so wurde auch dieses mal frei

erfunden und je mehr man von dem Unbekannten sprach, desto schrecklicher wurde es. Zuerst hieß es, daß es sich um einen Angriff Jouvins auf das „Paiz“ handle; aus dem „Paiz“ wurde bald die Zentralbahn — es wurde schlankweg behauptet, daß die Station dieser Bahn gestürmt und demoliert worden sei. Das war aber noch zu wenig und man begann von einem Attentat zu sprechen. Auf einen hohen Staatsbeamten seien Schüsse abgegeben worden; aus dem Beamten wurde bald ein Minister, und es dauerte nicht lange, da wußte man, daß es der Minister des Innern war. Bevor es noch abend wurde, hatte der Minister des Innern sich in den Bundespräsidenten verwandelt und damit hatte das Gerücht nun das höchste Ziel erreicht. Ein Revolverattentat auf Marschall Hermes da Fonseca! das war etwas, wovon man in den Cafés Bände reden konnte. Und was war es denn eigentlich? Gerücht und weiter nichts — in Rio ist alles ruhig.

Besuch. Seit etwa zwei Wochen weilt der französische Schriftsteller Paul Adam in Rio de Janeiro und in den nächsten Tagen wird er mit seiner Gemahlin auch nach São Paulo kommen, um unserer Kunststadt einen längeren Besuch abzustatten. Von Rio de Janeiro ist der Herr vorschriftsgemäß entzückt und auch São Paulo wird auf ihn den von der internationalen Höflichkeit vorgeschriebenen Eindruck machen, während unsere Landsleute sich in eine durchaus nicht internationale, sondern echt brasilianisch-nationale Begeisterung versetzen. In Rio de Janeiro, wo Herr Adam von den Spitzen der Behörden, Ministern und Generalen auf das herzlichste empfangen wurde, verstieg sich eine Zeitung dazu, ihn den größten französischen Romanschriftsteller zu nennen, und zwar nicht den größten unter den zeitgenössischen, sondern den größten überhaupt, als ob es nie einen Victor Hugo, einen Honoré de Balzac, einen Flaubert und einen Zola gegeben hätte. Paul Adam ist ohne Zweifel ein bedeutender Schriftsteller, ein glänzender Stilist, ein feiner Erzähler, dessen Beobachtungsgabe ebenso groß ist wie seine Phantasie, aber deshalb braucht man ihm doch nicht Schmeicheleien ins Gesicht zu sagen, die er selbst am allerwenigsten ernst nehmen kann, und ihn so zu vergöttern, als wäre er ein eben vom Olymp herabgestiegenes himmlisches Wesen. Wir müßten uns vergegenwärtigen, daß Hr. Paul Adam, obwohl er direkt von Paris kommt und die Absicht verrät, über Brasilien ein Buch zu schreiben, doch nur zu den Musenpriestern mittleren Ranges gehört und daß Brasilien selbst, so jung dieses Land auch noch ist, schon größere Schriftsteller hervorgebracht hat, z. B. José de Alencar, Machado de Assis und Euclides da Cunha. Wir brauchen uns wahrhaftig nicht aufzuregen, weil ein Romanschriftsteller zu uns kommt, denn wir selbst haben diese Art von Größen und — sie verdienen in zehn Jahren harter Arbeit nicht das, was Herr Paul Adam während seiner nur einige Monate währenden Brasilienreise verdienen wird. Paul Adam ist am 7. Dezember 1862 als Nachkomme einer flandrischen Soldatenfamilie in Paris geboren. Sein Vater stand in französischen Diensten und zwar als Postdirektor des kaiserlichen Hauses. Sein erster Roman „Chair molle“ (erschienen im Jahre 1885) führte zur Anklage wegen Immoralität, aber das Gericht sprach ihn frei. Seitdem hat er sehr fleißig gearbeitet und die Zahl seiner bisher erschienenen Werke ist bedeutend. Adam, der manchmal die Wege Zolas betritt (in „La Force“), hat auch eine satirische Ader, wie seine „Robes rouges“ (Satire auf die Gerichtswelt) und die „Lettres de Malaisie“ (Schilderung des Zukunftsstaates) beweisen. In „Basile et Sophia“ hat er den Versuch eines historischen Ro-

mans geliefert, aber dieser ist eben nur ein Versuch geblieben, der durch zahlreiche Uebertreibungen entstellt ist. Ebenso ungenau wie sein historischer Roman ist auch seine Schilderung des „Zukunftsstaates“, denn er behauptet darin nicht mehr und nicht weniger, als daß Deutschland auf den Gebieten der sozialen Gesetzgebung der rückständigste Staat der Welt sei und daß hinter den deutschen Grenzpfählen die „Finsternis der Reaktion“ am längsten herrschen werde. Die Schilderung ist wohl eine Satire, aber auch in einer Satire sollte man nicht Dinge behaupten, die der Wahrheit vollständig widersprechen. — Dieses hat übrigens vor einigen Monaten Herr Adam auch der portugiesische Mitarbeiter des „Estado de São Paulo“, der tüchtige Sozialpolitiker João Grave, gesagt. — Nach all dem Gesagten sehen wir wirklich nicht ein, warum man den Besuch des Romanschreibers Adam zu einem Ereignis stempeln soll.

Industrie. Vor einiger Zeit meldeten wir die Gründung einer Textilfabrik in Tatuhy, die von der Firma Campos Irinaos ins Leben gerufen wurde und den Namen „Santa Cruz“ erhielt. Der Bau dieser Fabrik, die eine der größten im Innern des Staates São Paulo zu werden verspricht, ist bald beendet und die Montierungsarbeiten sollen sofort in Angriff genommen werden. Bis zum Jahreschlusse wird die Fabrik in voller Tätigkeit sein.

Konzerte. Unser musikliebendes Publikum wird eine genußreiche Zeit haben. Zuerst kommt der große Virtuose auf dem Violoncello Antonio Sala, der schon heute hier eintreffen dürfte, dann kommt der Pianist Alfredo Oswald und die glänzende Reihe beschließt der geniale Beethoven-Interpret Vianna da Motta. Sala und Motta werden im Municipaltheater Konzerte geben, Herr Alfredo Oswald wird dagegen im Saale der Gesellschaft Germania am 21. Juni ein Konzert veranstalten. Dieser brasilianische Virtuose ist unserem Publikum kein Unbekannter, es wird sich wohl seines ersten Auftretens hier vor acht Jahren erinnern. Inzwischen hat er die alte Welt, Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Italien recht gründlich kennen gelernt und überall hat er den Beifall des Publikums wie der Presse gefunden. Das Konservatorium von Bologna hat ihm den Lehrstuhl des verstorbenen Professors der höheren Klasse, Mugellini, angeboten, aber er hat dieses sehr ehrende Angebot abgelehnt, denn er zieht es vor, noch einige Jahre Konzerte zu geben. Er wird hier Kompositionen von Bach, Brahms, Glück, Beethoven, H. Oswald, Chopin, Liszt, Rubinstein etc. zu Gehör bringen.

Kurpfuscherei. Den Kurpfuschern soll wieder ganz energisch auf den Leib gerückt werden. Der Direktor des staatlichen Gesundheitsdienstes hat an die Delegierten des von ihm geleiteten Amtes im ganzen Staate ein Zirkularschreiben gerichtet, in dem er sie auffordert, gegen die Kurpfuscher energisch vorzugehen. Unter Kurpfuschern versteht er alle, die, ohne dazu berechtigt zu sein, die Medizin, die Pharmazie, die Geburtshilfe und die Zahnheilkunde ausüben. Die Autoritäten des Gesundheitsamtes werden sich nicht darauf beschränken, den Kurpfuschern Geldstrafen zuzudiktieren, sondern sie werden gegen dieselben auch auf Grund des Strafgesetzes Prozesse anstrengen. So gut diese Maßnahme und so verwerflich unserer Ansicht nach die positivistische Auffassung von der unbedingten Berufsfreiheit auch ist, so müssen wir doch befürchten, daß eine gar zu strikte Befolgung dieses direktorialen Befehls leicht zu Mißbräuchen und zu Ungerechtigkeiten führen kann. Die Sanitätsverordnung unseres Staates ist entschieden besser als der die

Kurpfuscherei betreffende Artikel des Bundes-Strafgesetzbuches, der ebenso wenig taugt wie die meisten anderen Artikel d. schon längst einer gründlichen Reform bedürftigen Buches auch. Es ist dies der Art. 158 und der lautet: „Eine Substanz, aus welchem Naturreih sie auch immer sei und wie sie auch bereitet werde, einzugeben oder sie für den äußeren oder inneren Gebrauch vorzuschreiben, (ohne dazu offiziell berechtigt zu sein d. Red.) heißt den Beruf eines Kurpfuschers ausüben — Strafe: ein bis sechs Monate Zellenhaft und Geldstrafe von 100—500 Milreis.“ Dieser Artikel ist sehr gründlich, aber etwas zu gründlich, denn nach ihm gehört jede Mutter, die ihrem Kinde Kamillentee eingibt oder ihm ohne ärztliche Verordnung kalte Umschläge macht, sowie der Bauer der seinem Knecht eine Flasche Hunyadi János, ohne ein Rezept dafür zu haben, von der Stadt mitbringt, ins Gefängnis. Mit diesem Artikel sollte man wenig Wesen machen und sich darauf beschränken, die staatliche Sanitätsordnung durchzuführen. Mit dem Strafbuehartikel kann man nur Leute erschrecken, aber nichts anderes erreichen.

Museum von Ypiranga. Schon wiederholt ist sowohl von uns wie von anderen Seiten bemerkt worden, daß das Museum von Ypiranga nicht die Aufmerksamkeit findet, die es als erstes wissenschaftliches Institut im Lande von Seiten der maßgebenden Stellen eigentlich zu gewärtigen hätte. Das Museum hat für das Land eine doppelte Bedeutung. Es ist als Museum eine wissenschaftlichen Zwecken gewidmete öffentliche Anstalt; dann ist es aber auch das größte historische Denkmal Brasiliens, weil es, auf dem Ypiranga-Hügel sich erhebend, und an den Ruf: „Unabhängigkeit oder den Tod!“ erinnert, mit dem Dom Pedro I. sich am 7. September 1822 von Portugal lossagte und Brasilien ein unabhängiges Land wurde. Es ist also ein doppelter Grund vorhanden, für dieses Museum zu sorgen, denn damit dient man nicht nur der Wissenschaft, sondern ehrt auch das größte Ereignis der vaterländischen Geschichte. Trotz alledem ist das Museum stark vernachlässigt worden. Die Sammlungen sind nicht reichhaltig genug, um bedeutend genannt werden zu können und für die Umgebung des Gebäudes ist sehr wenig Sorge getragen worden. Das Ganze wirkt nicht, ist nicht dekorativ, ist nicht wuehtig und wie es sein soll. — Der langjährige Direktor des Museums, Herr Dr. Hermann von Ihering hat sich immer und immer wieder bemüht, bei den Regierungsmännern das Interesse für die Anstalt zu wecken, aber alle seine Versuche sind mißglückt, denn die Regierung hat immer etwas Eiligeres zu tun gehabt. — Nach dem letzten Regierungswechsel hielt Herr Dr. von Ihering wieder den Zeitpunkt für gekommen, einen Ermunterungsversuch zu machen. Die Regierung des Herrn Dr. Albuquerque Lins hat soviel zustande gebracht und soviel erledigt, daß sein Nachfolger wirklich jetzt Zeit und Muße hat, sich den Aufgaben zuzuwenden, die er nicht hat in Angriff nehmen können. Der Gelehrte ging zu dem Herrn Staatspräsidenten, Dr. Rodrigues Alves, und er hatte die Freude, bei ihm das weitgehendste Interesse für das Museum vorzufinden. Das Reformprojekt, das Herrn Dr. Hermann von Ihering schon längst vorgeschwebt hatte, wurde nach allen Richtungen hin besprochen und es fand die Zustimmung des Herrn Staatspräsidenten. Es wird jetzt ein neues Gebäude gebaut werden, in dem das Laboratorium, das Kabinett und die Bibliothek untergebracht werden sollen, sodaß das Monumentalgebäude nur noch der Beherbergung der Sammlungen dienen und dem Publikum zugänglich sein wird. Das wissenschaftliche und Verwaltungs-

personal, das jetzt in keiner Weise ausreicht, soll bedeutend vermehrt werden, damit jedem Zweig die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewendet werden kann. An einem geeigneten Punkt der Paulistaner Küste soll eine biologische Station geschaffen werden zu dem ausschließlichen Zweck, die Fische unserer Meere zu erforschen und die diesbezügliche Sammlung des Museums eine in jeder Hinsicht vollkommene zu machen. Die Erforschung des Meeres wird natürlich auch eine praktische Bedeutung haben, denn sie wird unbedingt der Fischerei zugute kommen. Außerdem soll die biologische Station am Alto da Serra, die zur Erforschung der Fauna und Flora geschaffen ist, dem Museum unterstellt werden, was wieder insofern eine praktische Bedeutung haben muß, als diese Erforschung mit Nutzen für die Forstkultur wird verwertet werden können. Und schließlich soll auch für die Umgebung des Museums so gesorgt werden, daß sie des großen nationalen Munuments würdig wird. — Es ist also alles versprochen worden und wir können nur noch hoffen, daß dem Versprechen die Taten bald folgen werden.

Schweizer Schützenverein „Helvetia“ Itacy. Wie vorauszusehen gewesen, war es dem rührigen Komitee des Schützenvereins gelungen, eine große Anzahl von Gästen begrüßen zu können. Aus allen Gegenden Brasiliens, wo deutsche Schützenfreunde wohnen, waren Gäste herbeigeeilt. Rio de Janeiro, São Paulo, Campinas, Piracicaba und noch viele andere Ortschaften hatten eigene Vertreter gesandt. Auch die „Deutsche Zeitung“ hatte einen Vertreter aus São Paulo geschickt. Der Verein hatte es sich nicht nehmen lassen, alle Gäste auf das herzlichste zu empfangen. Ihnen zu Ehren wurde am Sonntag morgen ein reiches Frühstück gegeben, nach welchem sich Gäste und Schützen zum Stand begaben. Viel wurde geschossen, und jeder suchte den anderen zu überbieten. Doch brachte der erste Tag keine günstigen Resultate. Der Abend vereinigte alle Schützen und Gäste bei den Kinderaufführungen. Es waren durchschnittlich recht gute Leistungen, die von viel Eifer und Begeisterung zeugten. Die Zuschauer geizten auch durchaus nicht mit ihrem Beifall. Lange noch hielt frohe Schützenlust die Gesellschaft zusammen. Am Montag um sieben Uhr früh zogen bei munterem Spiel die Schützen neuerdings zum Stand, denn an diesem Tage sollte ja das Beste geboten werden, daher ruhig die Hand, klar das Auge! Es war ein reges frohes Leben, das sich da auf dem Stande entwickelte, und bald herrschte allgemein jener Frohsinn, der den deutschen Schützenfesten eigen ist. Bei anbrechender Dunkelheit wurden die Preise verteilt und der König feierlich gekrönt. Der Schützenball bildete den Schluß des diesjährigen Festes, welches allen in recht angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Todesfall. Aus Santos kommt die Trauernachricht, daß der in den weitesten Kreisen bekannte Gastwirt Herr Fritz Haak am Dienstag morgen plötzlich verstorben ist. Den tiefgebeugten Angehörigen des Verschiedenen sprechen wir unser Beileid aus.

Gegen die Munizipalkammer. Die „Associação Commercial dos Varejistas“ hat gegen die Munizipalkammer einen äußerst scharfen und direkt unverständlichen Angriff gerichtet. Den Stadtverordneten werden da Höflichkeiten gesagt, wie man sie sonst nur in Hetzschriften der schlimmsten Art findet und man gewinnt den Eindruck, als ob ein berufsmäßiger Agitator den Protest geschrieben hätte. Das Schreiben hat eigentlich den Zweck, die Mitglieder des Verbandes zu einer Versammlung einzuberufen; um dieses zu sagen, hat der Verfas-

ser einige Bogen Papier gebraucht und diese hat er mit Galle beschrieben. Zuerst bekommt das erstaunte Publikum zu hören, daß das Gesetz des Ladenschlusses eine „wahre Mißgeburt“ und ein „widerliches Monstrum“ sei, das die Detailhändler zu Sklaven mache. Bei der Durchberatung dieses „absurden Gesetzes“ habe man an nichts gedacht. Die Kammer verstehe nur die „Angestellten zu unterstützen und die Kaufleute bei der Ausübung ihres erlaubten Berufes grausam zu verfolgen“. Das Gesetz sei eine „wahre Intervention in das kaufmännische Leben, eine Mißachtung der von der Verfassung garantierten Freiheit“. Der Präfekt habe „seine Maske fallen lassen“ und behandle den Handel als Fußwischer. So geht es weiter spaltenlang. Wir wundern uns und fragen: Was ist denn los, wer hat den Detailisten etwas getan? Aber wir können keine Antwort finden. Gegen das Gesetz des Ladenschlusses Sturm zu laufen, ist zu spät. Das bleibt wie es ist, und wenn die Geschäftshäuser jetzt die Semesterbilanz machen werden, dann werden sie — so glauben wir versichern zu können — entdecken, daß sie in diesen sechs Monaten des frühen Ladenschlusses nicht weniger verdient haben als in der gleichen Periode des Vorjahres, und daß das Publikum mit dem Gesetz nicht unzufrieden ist, das weiß ein jeder. Wer mag aber sich dafür interessieren, daß dieses Gesetz abgeändert oder rückgängig gemacht werde? Der ganze Handel auf keinen Fall, denn von dem Handel als solchem rührt der Erguß nicht her. Es müssen ein paar Unzufriedene sein, die das Recht zu haben glauben, Tatsachen mit Phrasen wegzudisputieren. — In einem Satz und Atemzug fragen die „Varejistas“, warum denn die Kammer nicht gegen die Kinderarbeit ein Gesetz erlasse, warum man den „Wahnsinnigen“ nicht verbiete, mit den Wagen des Todes die „Trauer in die harmlosen (buchstäblich harmlosen. D. Red.) Familien zu bringen“, warum zugunsten der armen Klasse, deren Lage unhaltbar sei, nicht Gesetze erlassen werden, warum man denn nicht auf die Reklamationen der Presse und der Privaten höre etc. Aber oben haben die „Varejistas“ selbst erklärt, daß ein soziales Gesetz eine „wahre Intervention in das kaufmännische Leben“ sei. — Da stehen wir nun vor diesem flammenden Aufruf und wissen nicht, was wir sagen sollen. Sollte vielleicht die „Associação dos Varejistas“ nicht einem Rechtsanwalt den Auftrag gegeben haben, einen Aufruf zur Versammlung zu erlassen und hat dann dieser aus dem Aufruf einen solchen Donnerschlag gemacht? Das ist noch die beste Annahme, denn wir können nicht glauben, daß die Detailisten sich im Agitationsstil üben wollten. Auch dieser will verstanden sein und hier ist er absolut nicht am Platze.

K. u. k. österr.-ung. Konsulat. Wir werden ersucht, darauf aufmerksam zu machen, daß von Montag, den 24. d. M., an die Amtslokalitäten des k. u. k. österreichisch-ungarischen Konsulates im Gebäude der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio 211, Ecke der Rua Pedroso, untergebracht sein werden.

Steuer. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die Gebäudesteuer und die Steuer auf landwirtschaftliches unbewegliches Eigentum bis zum 30. Juli bezahlt werden müssen. Nachher wird man eine Geldstrafe von zehn Prozent des Steuerbetrages entrichten müssen. Um dem Andrang des Publikums Rechnung zu tragen, beginnt die Entgegennahme der Steuern nicht mehr um elf, sondern schon um zehn Uhr.

Zur Bekämpfung der Lepra. Die Lepra ist eine Krankheit, von der man am wenigsten spricht. Das menschliche Empfinden sträubt sich dagegen, dieser Seuche zu gedenken, die aus dem

menschlichen Gesicht die Göttlichkeit wischt und das Individuum, das sie ergriffen, in eine wandelnde Leiche verwandelt. Wer denkt bei der Erwähnung des Wortes Lepra nicht an die ergreifenden Schilderungen der Bibel oder an die Bilder, die man in orientalischen Reisebeschreibungen gesehen hat, an diese häßlichen Gestalten, die man nicht mehr loswerden kann, wenn man auf sie einmal die Augen geworfen hat? Deshalb redet man sich ein, daß die Lepra nur in fernen Ländern vorkomme, daß sie nur eine orientalische Krankheit sei; man will nicht zugestehen, daß sie auf kein Land beschränkt, sondern überall vorhanden ist, auch hier, auch unter uns! Dann und wann trifft man einen gelehrten Artikel und diese Abhandlungen bleiben in den Fachzeitschriften, die nur für die Aerzte bestimmt sind, und höchst selten erwähnt die Tagespresse die Lepra — aber auch dann nur die Lepra in der Vergangenheit oder die Lepra im Orient, in Japan, in China oder in Palästina; die Lepra vor der eigenen Tür erwähnt man nicht, denn man will die Bevölkerung nicht alarmieren. — Jetzt hat nun Herr Dr. Enjolras Vampré vom staatlichen Gesundheitsamt uns daran erinnert, daß das Uebel auch hier vorhanden ist. Er hat dem Direktor dieses Amtes, Herrn Dr. Emilio Ribas, ein die Bekämpfung der Lepra behandelndes Reglement vorgelegt und dieser hat auch bereits Schritte unternommen, um dem Uebel, das, wie es heißt, sich immer mehr verbreitet, entgegenzutreten zu können. Die Delegierten des Gesundheitsamtes im ganzen Staate sollen über ihre Bezirke genaue Berichte erstatten, die Zahl der Leprosen angeben und ebenso, ob in den betreffenden Munizipien für die den wissenschaftlichen Vorschriften entsprechenden Maßregeln gegen diese Seuche Sorge getragen werde. Nach diesem darf man annehmen, daß Herr Dr. Ribas geneigt ist, das von seinem Kollegen Herrn Dr. Vampré ausgearbeitete Reglement zustimmend zu begutachten, was wieder soviel heißen dürfte, daß wir bald hier ein Leprosahospital erhalten werden. Das wäre ein Unternehmen, das die größte Anerkennung verdient. Warum soll man ein Uebel verheimlichen, wenn es vorhanden ist, denn Uebel sind dazu da, um bekämpft und nicht um verschwiegen zu werden. Aber bei dieser Gelegenheit können wir es nicht unterlassen, anzufragen, ob die eifrigen Herren Dr. Ribas und Dr. Vampré sich schon informiert haben, was von der Entdeckung des Herrn José de Vasconcelles zu halten ist. Wir haben schon neulich über diese Entdeckung eine kurze Notiz geschrieben, die unsere Kollegen im Süden für wichtig genug befunden haben, abzdrukken und jedenfalls wird sie auch durch die Presse anderer Länder die Runde machen, denn es handelt sich hier um eine Behauptung, die nicht nur diesen oder jenen, sondern die ganze Menschheit interessiert. Es fällt uns nicht ein, über die Entdeckung des genannten Hrn. auch nur ein einziges empfehlendes Wort zu sagen, aber wir denken, daß es selbstverständlich ist, daß man einer solchen Sache näher tritt und sie mit dem Eifer, den sie verdient, wissenschaftlich untersucht, um sie dann entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Nach der Veröffentlichung der ersten Notiz haben wir uns für die Sache etwas interessiert und es ist uns von verschiedenen Personen bestätigt worden, daß sie an der Lepra litten und daß sie von dem genannten Herrn geheilt worden sind. Ob das nun Suggestion ist oder nicht, das wissen wir nicht, aber das eine wissen wir, daß unsere Gesetze sowohl die Kurpfuscherei als auch den Betrug verbieten. Hat Herr Vasconcellos den Leuten, die jetzt tatsächlich gesund sind, die Ueberzeugung suggeriert, daß sie die Lepra haben, ohne daß die

ses der Fall ist, nur um ihre „Heilung“ als Reklame zu benützen, dann ist er ein Betrüger und zwar ein sehr gefährlicher Betrüger, denn die Zahl seiner Klienten ist ungeheuer, und dann ist er zugleich ein Kurpfuscher, und das nicht nur im Sinne des unhaltbaren Art. 158 unseres Strafgesetzbuches, sondern ein echter und rechter Kurpfuscher, der, indem er seine wertlosen Wässerchen und Pülverchen als heilkräftig verabreicht, die heilberechtigten Mediziner schädigt. In diesem Falle gehört er vor den Richter und das Handwerk müßte ihm gelegt werden. In Brasilien darf aber keiner verurteilt werden, der nicht durch eine genaue Untersuchung überführt worden ist, und so erwächst für die Autoritäten die unabweisbare Pflicht, sich mit der Sache zu befassen und zwar so gründlich, wie es das wichtige Problem es verlangt. Ist die Behauptung des Hrn. Vasconcellos wahr, stellt das die Untersuchung fest, dann wollen wir den Namen hinausrufen über alle Meere, ihm noch höher schreiben als den unseres größten Hygienikers Dr. Oswaldo Cruz, denn er hat dann wirklich mehr geleistet als der große Besieger des gelben Fiebers. Ist sie nicht wahr, ist die „Entdeckung“ weder nützlich noch schädlich, dann soll der Staat die tausende von Menschen schützen, die ihr Geld für Drogen wegwerfen, die zu nichts taugen. Daß der Herr keinen Dokortitel hat, das soll keinen Hindern, seine Behauptungen einer kritischen Untersuchung zu würdigen, zumal es sich hier um eine Behauptung handelt, die, falls sie auf Unwahrheit beruht, vielen Menschen schaden kann. — Das Interesse für die Bekämpfung der Lepra ist erwacht, und wenn man das Problem von allen Seiten anfassen will, dann muß auch die Frage beantwortet werden: Ist José Vasconcellos, der die Lepra heilen zu können behauptet, ein Betrüger oder ein Erfinder?

Ladenschluß. Nach dem heftigen und unverständlichen Vorstoß der „Associação dos Varejistas“ gegen das Gesetz des Ladenschlusses und gegen die Municipalität überhaupt, haben wir uns bei verschiedenen Detailisten nach ihrer Ansicht über das betreffende Gesetz, über das jetzt ja leichter zu sprechen ist als vor sechs Monaten, und sie waren alle mit dem Gesetz so einverstanden, daß sie gar nicht daran dachten, eine Aenderung in dem Sinne der „Associação dos Varejistas“ herbeizuwünschen. Der Umsatz hat unter dem Gesetz nicht gelitten. Das Publikum hat sich bereits daran gewöhnt, daß die Läden um sieben Uhr oder auch schon um halb sieben geschlossen werden und es richtet sich demnach ein. Ein Gewinnausfall ist also nicht vorhanden und die kürzere Arbeitszeit kommt nicht nur den Angestellten, sondern auch den Chefs selbst zugute, die ebenfalls zwei Stunden früher nach Hause gehen können. In der kürzeren Arbeitszeit wird intensiver gearbeitet. Die Kunden kommen vor halb sieben Uhr so zahlreich, wie sie früher bis halb neun Uhr kamen, sie machen ihre Einkäufe und sind zufrieden. Mit diesem Zustand der Dinge kann nur der unzufrieden sein, der seinen Willen über alles andere setzt und alles das verwirft, was er selber nicht gewollt hat. Einige Detailisten wären sogar einverstanden, die Läden bis zehn Uhr geschlossen zu halten. In den Morgenstunden werden wenig oder fast gar keine Modewaren verkauft. Diese Stunden vertrödelt man nur und was vor zehn Uhr verkauft wird, das könnte auch zwischen zehn und sieben verkauft werden, ohne daß die Verkäufer sich besonders beeilen müßten. Der späte Arbeitsanfang würde die Mittagspause wegfallen lassen: man würde die übrige Zeit durcharbeiten und es würde

ganz prachtvoll gehen. Es denkt noch freilich keiner daran, die Einführung einer solchen Arbeitszeit zu beantragen, aber die Erwähnung einer solchen Möglichkeit zeigt doch, daß die Detailisten die Verkürzung der Arbeitszeit durchaus nicht so auffassen, wie der Verfasser des mit „Associação dos Varejistas“ gezeichneten Aufrufs. Mit den Ausdrücken des Eingesandt ist auch keiner, den Verfasser selbst vielleicht ausgenommen, einverstanden, denn die Ansicht ist allgemein, daß Worte die „herrenlose Hunde“, „widerliches Monstrum“ etc. nur zu dem unter Fischweibern, aber nicht bei den Kaufleuten üblichen Ton gehören. Die auf den Sonntag anberaumte Versammlung dürfte resultatlos verlaufen.

Industrie. In Rio Claro soll eine Gesellschaft gebildet werden, die eine große Schuhwarenfabrik errichten wird. Die jetzt in jener Stadt bestehende Fabrik dieser Branche der Firma Hoffmann u. Co. wird in den Besitz der Gesellschaft übergehen.

Telephonverbindung mit Rio. Der Bundesdeputierte für São Paulo, Herr Ferreira Braga, hat im Nationalkongreß eine Gesetzesvorlage eingebracht, die der Regierung die Erlaubnis erteilt, zur Anlegung einer Telephonlinie zwischen Rio und São Paulo sechstausend Contos auszugeben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Projekt einem empfundenen Bedürfnis entspricht, aber wir glauben nicht, daß aus ihm etwas werden wird und das aus zwei Gründen. Erstens hat der Nationalkongreß jetzt keine Zeit, sich mit Dingen zu befassen, die das wirtschaftliche Gebiet berühren, und zweitens hat die Bundesregierung keine Lust, für São Paulo etwas zu tun. Der Nationalkongreß ist andauernd beschlußunfähig und wenn das auch nicht wäre, dann würde er doch nur Politik treiben, wie er angefangen hat. Und dann die Regierung! Seit Jahr und Tag ist schon vom Kongreß ein Kredit — wenn wir nicht irren, von achthundert Contos — ausgesetzt worden, damit der Telegraph zwischen der Bundes- und unserer Staatshauptstadt verbessert werde, aber bisher ist nichts geschehen und seit der Bewilligung haben wir von dem Kredit nichts mehr gehört. Ob man ihn vergessen, oder ob man ihn für andere Zwecke verwendet hat, das wissen wir nicht und das wird man wohl auch nicht erfahren, denn seit den Vorgängen in Bello Horizonte weiß man, daß an die Regierung keine Interpellationen gerichtet werden dürfen und von selbst wird sie nicht sagen, was sie mit dem Gelde angefangen hat. — Hier ist es auch am Platze, zu erwähnen, daß unsere Bundeshauptstadt von dem Wert des Telegraphen resp. der schnellen Berichterstattung eine ganz eigenartige Anschauung hat. Geschichte in Rio etwas, was nicht gerade zum Alltäglichen gehört, dann wird die telegraphische Verbindung zwischen Rio und São Paulo sofort unterbrochen. Warum, das wissen die Götter. So war es, als die Flotte revoltierte, so war es im vorigen Jahr und dieses Jahr auch. So konnte am Ende des vorigen Jahres einmal das Gerücht auftauchen, daß Ruy Barbosa im Senat ermordet worden sei — damals war in Maceio Euclides Malta abgesetzt —, und daß auf einen Minister ein Attentat verübt worden sei — Jouvin hatte damals ein Meeting veranstalten wollen. Die Bundesregierung weiß ganz genau, daß das Ausbleiben der Nachrichten eine größere Aufregung verursacht als die Mitteilung der Wahrheit, aber sie will nun einmal São Paulo wie ein Kind behandeln, dem man nicht alles sagt, und sie bleibt dabei, mag sie sich auch damit blamieren. Für die Anlegung des Telephons wird sie daher nicht zu haben sein.

Bundeshauptstadt.

Anklage gegen Marschall Hermes da Fonseca. Wie unseren Lesern, die sich mit den Ereignissen in unserem Lande befassen, noch erinnerlich sein wird, war der Ex-Senator Dr. Coelho Lisboa einer der eifrigsten Verfechter der Kandidatur des Marschalls. Feurig wie dieser Herr trotz seiner grauen Haare noch ist, wohnte er allen Meetings bei und fast bei einem jeden solchen trat er mit seinem Freund, dem ebenso feurigen und ebenso alten Dr. Lopes Travão auf die Rednertribüne, um dem Volke das Evangelium zu verkünden, daß der Marschall ein wahrer Messias sein werde. Es vergingen aber nur wenige Wochen nach der Regierungsübernahme und Dr. Coelho Lisboa war aus dem Freund ein Gegner, aus dem Verteidiger ein Ankläger geworden. Und man kann nicht einmal sagen, daß er aus Enttäuschung einer egoistischen Hoffnung so handelte. Ihm wurde v. dem Marschall der außerordentlich begehrte Posten des Direktors am Rechnungshof angeboten und er schlug ihn aus. Also wirken kleinliche egoistische Motive bei ihm nicht mit. Sein Verhalten muß einen anderen Grund haben, und welchen wohl, wenn nicht die Ueberzeugung, daß der Marschall nicht der Mann ist, für den man ihn gehalten. Andere Leute nennen den Marschall nur schwach und nicht schlecht, aber Dr. Coelho Lisboa, der selbst keine Schwäche kennt, sagt, daß die Schwäche auch eine Schlechtigkeit sei und er denkt daran, gegen den Marschall bei der Bundeskammer eine Klage anzustrengen. Nach der Verfassung kann die Kammer gegen den Präsidenten Klagen annehmen, sie kann sie prüfen und der Senat kann über den Landeschef aburteilen. Wird die Klage angenommen, so muß der Präsident die Regierung dem Vizepräsidenten überlassen. Soweit wird es wohl nicht kommen, denn die Kammer wird die Klage nicht annehmen, aber es ist schon aufsehenerregend, daß so etwas möglich ist, daß sich ein Mann von großer Bedeutung und großem Ansehen findet, der überhaupt darauf denkt, eine solche Klage einzureichen. Die Anklageschrift ist noch nicht zusammengestellt, aber sie soll doch noch diesen Monat fertig werden und dann will Dr. Coelho Lisboa sie einreichen. Er will alles das aufzählen, was der Marschall gegen die Verfassung gesündigt und wie er den Ruf, also auch die Interessen Brasiliens geschädigt. Die Greul auf der Ilha das Cobras werden den ersten Teil der Anklageschrift bilden und dann will der Ankläger bei jedem einzelnen Fall verweilen, wo und wie Marschall Hermes da Fonseca in die inneren Angelegenheiten der Staaten eingegriffen. Den Hauptpunkt der Anklage wird die traurige Geschichte von Bahia bilden, denn Dr. Coelho Lisboa macht den Präsidenten selbst für die Beschiesung dieser Stadt verantwortlich. — Auf diese Anklageschrift darf man gespannt sein.

Politik in Ceará. Herr Dr. Moura Brasil hat noch keine bestimmte Antwort gegeben, ob er die Regierung von Ceará annehmen wird oder nicht. Abgeneigt ist er nicht, aber er stellt solche Bedingungen, die den anderen, die ein Wort mitzureden haben oder die wenigstens mitreden wollen, kaum gefallen können. So will er die Vize-Gouverneure frei von jeder Beeinflussung ernennen. Keine der beiden Parteien soll ihm darin Vorschläge machen. Damit werden die Parteien nicht einverstanden sein, denn jede von ihnen wird einen Mann bezeichnen wollen, der einen Vize-Präsidentenposten einnehmen soll. Haben sie bei der Auswahl der zwei ersten Gehilfen resp. Stellvertreter des Gouverneurs nichts zu sagen, dann können sie eventuell gerade diejeni-

gen nicht unterbringen, die ihrer Ansicht nach unbedingt an die Krippe gehören. Ferner will der Versöhnungskandidat die Leitung des Dienstes zur Bekämpfung der Dürre in Ceará selbst behalten. Das zieht wieder einen Strich durch die Rechnung, denn ein solcher Posten ist gut bezahlt und infolgedessen hat man für ihn mindestens einen bestimmten Kandidaten. Etwas unverständlich ist die Bedingung, die auch von Dr. Moura Brasil gestellt worden sei — er wolle, daß das Acre-Territorium autonom erklärt werde und daß es ihm überlassen bleibe, den provisorischen Gouverneur auszusuchen. Wir verstehen nicht, was der Kandidat für Ceará mit dem Acre zu tun haben soll und wie der Gouverneur eines Staates dazu käme, für einen anderen den provisorischen Gouverneur auszusuchen. Es kann aber sein, daß die letzte Meldung nur eine Ente ist. — In Ceará selbst herrscht jetzt volle Ruhe. Ganz zufrieden mit der Wendung der Dinge ist wohl keine der beiden streitenden Parteien, denn keine von ihnen bekommt das, was sie haben wollten. Dr. Moura Brasil ist ein Mann ohne alle Kompromisse und er hat von vornherein die Unterstützung der Bundesregierung, so daß er nicht darauf angewiesen ist, nach rechts und nach links Wohltaten zu erweisen und das paßt manchem nicht in den Kram. — Sechszwanzig Mitglieder des Cearáenser Staatskongresses haben an den Bundespräsidenten telegraphiert und ihm ihren Dank für die vernünftige Lösung des Streites ausgesprochen. Sie sind mit der Beilegung des Konfliktes also wenigstens äußerlich zufrieden.

Opfer des „Luftsports“. In diesen Wochen, von Sankt Antonius über Johanni bis Peter und Paul, steht Rio im Zeichen des Luftsports. Die Ballons steigen allabendlich zu hunderten auf. Diese Luftfahrten enden immer mit Katastrophen, die sich jedoch im allgemeinen auf die Ballons selbst beschränken. Gestern abend aber fiel ein brennender Ballon in ein Stück Wald auf dem Morro de Paula Mattos. Der Wald war durch die Gluthitze der vorhergehenden Tage recht ausgedörrt und fing Feuer, sodaß die Feuerwehr zur Löschung des Brandes herbeigerufen werden mußte. Die Polizei des 12. Bezirks erschien pflichtgemäß auf der Brandstätte, nahm aber keine Verhaftungen vor, da der Ballon unbemannt war.

Denkmal für den Marschall Deodoro. Merkwürdiger Weise hat der Marschall Deodoro da Fonseca, der mit seinen Truppen das Kaiserreich stürzte — freilich mehr gestoßen, als aus eigenem Antrieb, denn er war auch so eine „Klapptür“, wie sein Neffe — und dann erster Präsident der Republik wurde, in unserem denkmalswütigen Rio noch kein Denkmal erhalten. Der Platz für das Monument ist schon längst bestimmt, den hat schon der Marschall Souza Aguiar ausgewählt, als er Präfekt des Bundesdistrikts war. Auch das Erz für das Standbild ist schon da, dank der Freigebigkeit der Firma Krupp, die dem sehr richtigen Grundsatz huldigt, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten. Aber das nötige Geld, um das Erz in ein Standbild umzuwandeln und das Denkmal auf seinen Platz zu stellen, fehlt noch. Gestern hat ein Komitee, dessen Vorsitz der Senator Quintino Bocayuva führt, eine Sammlung eröffnet, die wohl den gewünschten Erfolg haben wird. Nach Abschluß der Sammlung soll dann ein Wettbewerb ausgeschrieben werden, und zwar in Berlin, Paris und Rom. Brasilianische Künstler scheinen also nicht gewünscht zu werden, es sei denn, daß sie in einer der genannten Städte wohnen.

Lügen haben kurze Beine. Die Einigung auf den Namen des Dr. Moura Brasil, die der Bun-

despräsident mit den verschiedenen Politikern von Ceará zuwege gebracht hat, paßt natürlich einer gewissen Opposition nicht in den Kram. Es wäre ja auch zu schön gewesen, wenn es in Fortaleza der Präsidentenwahl wegen zum Blutvergießen gekommen wäre. Wenn auch die Interessen des Landes darunter gelitten hätten, so hätte man doch wieder einen Grund gehabt, gegen die Bundesregierung zu hetzen. Zu diesen Blättern, die nicht nur aus sachlichen Gründen gegen die gegenwärtige Bundesregierung Stellung nehmen, sondern die dem Grundsatz der Opposition um jeden Preis huldigen, gehört neben dem „Correio da Manhã“ und dem „Seculo“ vor allem auch die „Gazeta de Noticias“. Mit innigem Behagen veröffentlichte diese Zeitung eine Unterredung mit dem Sohne des für Ceará auserkorenen Versöhnungskandidaten, mit dem Dr. Moura Brasil Filho, von dem man annehmen mußte, daß er die Meinung seines Vaters kenne. Diese Unterredung erregte Aufsehen, denn ihr Inhalt schien geeignet, die ganze Friedensaktion wieder in Frage zu stellen. Dr. Moura Brasil Filho sollte nämlich gesagt haben, sein Vater wolle von einer solchen Kandidatur nichts wissen. Das habe er schon oft erklärt, und die Hartnäckigkeit des Bundespräsidenten und Pinheiro Machados sei geradezu unbegreiflich. Er sei kein aktiver Politiker, sondern ziehe sein Leben als Arzt und nebenbei als Fazendeiro der Politik bei weitem vor. Außerdem denke er nicht daran, eine Praxis von 100 bis 120 Contos jährlich aufzugeben, um für 36 Contos Präsident von Ceará zu werden. Der Marschall Hermes sei durchaus nicht berechtigt gewesen, in jener Politikerkonferenz die Annahme der Kandidatur durch seinen Vater als gewiß hinzustellen. Sein Vater habe vielmehr noch am selben Tage bei der Abreise nach seiner Fazenda auf der Station zu ihm gesagt, daß er von alledem nichts wissen wolle.

Gegen diese Darstellung der „Gazeta de Noticias“ verwehrt sich der jüngere Dr. Moura Brasil ganz entschieden. Er erklärt, daß er nie einen Vertreter dieses Blattes empfangen habe. An dem Tage, an dem die Unterredung angeblich stattfand, habe er mit einigen Freunden seines Vaters in seinem Sprechzimmer gesessen und sich mit diesen über die Angelegenheit unterhalten. Da habe sich die Tür geöffnet und ein junger Mann sei eingetreten, der die Anwesenden höflich begrüßte und sich bescheiden in einer Ecke auf einen Stuhl setzte. Er habe den Unbekannten für einen neuen Klienten gehalten und das Gespräch mit den Freunden fortgesetzt. Dabei tat er auch die Aeußerung, daß sein Vater nur annehme, wenn die Cearensen einmütig seiner Kandidatur zustimmten, woran allerdings nach der Ansicht des Bundespräsidenten nicht zu zweifeln sei. Er sagte ferner, daß bei der bekannten Selbstlosigkeit seines Vaters und seiner großen Liebe zu Ceará auch das finanzielle Opfer, das mit dem Aufgeben der Klinik, und das ideelle, das mit dem Aufgeben der geliebten Tätigkeit verbunden sei, nicht in Frage kommen werde. Als die Freunde sich verabschiedeten, erhob sich der bekannte junge Mann, stellte sich Herrn Moura Brasil Filho als Vertreter der „Gazeta de Noticias“ vor und — verschwand wieder! Am nächsten Tage erschien die „Unterredung“, die genau das Gegenteil von dem darstellte, was Herr Moura Brasil Filho den Freunden seines Vaters gesagt hatte. Das ist peinlich, um so peinlicher, als inzwischen Dr. Moura Brasil dem Bundespräsidenten bereits seine prinzipielle Zustimmung ausgedrückt und seinen Aufenthalt auf der Fazenda im Staate Rio unterbrochen hat, um zur Besprechung des Weiteren nach der Bundeshauptstadt zurückzukehren.

Einwanderung. Die Einwanderung bleibt in diesem Jahre erfreulicher Weise so lebhaft, wie sie sich in den ersten Monaten angelassen hat. Vom 1. bis 15. Juni wanderten über den Hafen von Rio de Janeiro 3.201 Personen ein, von denen sich noch 550 auf der Blumeninsel befinden, während die übrigen bereits nach ihren Bestimmungsorten befördert wurden. Die reichsdeutsche Einwanderung ist nach wie vor ziemlich schwach, um so stärker aber die österreichische und russische. Die meisten wünschen sich in Paraná und Rio Grande do Sul anzusiedeln, Santa Catharina, S. Paulo und Minas sind — soweit Bundeskolonien in Frage kommen — weniger beliebt, wie folgende Liste vom 15. Juni zeigt. Nach Paraná reisten an diesem Tage 21 Familien mit 124 Personen, nach Rio Grande do Sul 31 Familien mit 160 Personen. Santa Catharina (Anitapolis) erhielt nur 2 deutsche Familien mit 8, S. Paulo (Monção) eine mit 7 Personen, und nach Minas (Inconfidentes) gingen 4 russische Familien mit 14 Personen. Von der Zentralbahn. Am Montag kam es wegen einer Verspätung eines Vorstadtzuges der Zentralbahn zu unliebsamen Zwischenfällen. Vor dem Schlagbaum der Rua São Caetano stiegen die Passagiere aus und begannen den Zug mit Steinen zu bewerfen. Mehrere Fenster und Bänke wurden demoliert. Der Eisenbahnagent rief die Polizei herbei, die mehrere der aufgeregten Passagiere verhaftete. Hätte man die für die Verspätung Verantwortlichen nicht auch etwas derbe anfassen sollen?

Die Cearensen haben für die patriotische Entsagung des Obersten Franco Rabello kein Verständnis. In öffentlichen Lokalen Fortaleza ist sein Bild zerschritten oder zerrissen worden, auf einem Platze der Stadt hat man einen Scheiterhaufen errichtet, auf dem die Straßenschilder, die seinen Namen trugen, mitsamt seinem Bilde verbrannt wurden. In der heftigsten Sprache wird er als Verräter gebrandmarkt, und exaltierte Gruppen fordern auf, sich in keinerlei Versöhnungskomödie einzulassen, sondern den Kampf gegen die Partei der Acciolys bis aufs Messer fortzusetzen. Um diese Stimmung zu verstehen, muß man bedenken, daß die Hand der Acciolys viele Jahre lang schwer auf den Gegnern lastete. Nachdem die Opposition sich im Januar der Oligarchen unter Opfern von Blut, aber immerhin verhältnismäßig leicht entledigt hatte, lebte sie sich in die Gewißheit ein, daß nunmehr die Zeit ihrer Macht gekommen sei. In der Hauptstadt hat ja auch tatsächlich die Kandidatur Rabello mit großer Mehrheit gesiegt, und das war natürlich nur geeignet, die Opposition in ihrer Ueberzeugung zu bestärken. Auch glaubte sie mit der Unterstützung des Bundesmilitärs rechnen zu können, denn sowohl das 49. Jägerbataillon, das im Januar gesandt worden war, als auch der eigens nach Fortaleza beorderte General Mesquita machten aus ihren Sympathien für die Sache Rabellos kein Hehl. Um so bitterer ist nunmehr die Enttäuschung, die das Uebermaß der Entrüstung begreiflich erscheinen läßt. Aber hoffentlich beruhigen sich die Gemüter bis zur Neuwahl noch einigermaßen. Dr. Moura Brasil wird allerdings keine leichte Stellung haben, denn er wird ohne die beiden feindlichen Parteien regieren müssen und wird doch, wenn er überhaupt etwas vorwärtsbringen will, nicht gegen eine von ihnen regieren dürfen. Er kommt also sehr leicht in die Gefahr, sich zwischen zwei Stühle zu setzen.

Politik von Piauhý. Der „Befreier“ von Piauhý, Coronel Coriolano de Carvalho, hat den Kriegsminister gebeten, ihn zur Disposition zu stellen, da er nach Piauhý gehen müsse, um die Staats-

regierung anzutreten. Piauhý leistet sich jetzt den Luxus, zwei Staatskongresse zu haben. Einer von ihnen hat den „Befreier“ und der andere den offiziellen Kandidaten Miguel Rosa als gewählt anerkannt und nun wollen sie beide die Regierung übernehmen. Wenn die Bundesregierung da nicht vermittelnd eingreift wie in dem Falle Ceará, dann kann sich wieder etwas Schönes ereignen. Die Lage im Norden ist jetzt wirklich so, wie sie ein landessprachliches Witzblatt neulich schilderte. Marschall Hermes da Fonseca war als Gärtner abgebildet, der sich mit einem schadhafteu Schlauch abplagt. Drückt er ein Loch zu, spritzt ihm aus dem anderen das Wasser ins Gesicht — hat er Ceará beruhigt, geht es in Piauhý los. Wird er dort Ordnung geschaffen haben, dann wird es wieder in Parahyba etwas Neues geben. Jetzt ist Piauhý an der Reihe.

Der Kammerpräsident, Herr Sabino Barroso, ist ganz trostlos. Er weiß schon gar nicht mehr, wie ein beschlußfähiges Haus aussieht. Die Väter des Vaterlandes sind einer nach dem anderen nach Europa oder nach ihren Heimatstaaten abgedampft und die, die noch in Rio anwesend sind, halten es für besser, in den Cafés zu sitzen oder ihre besseren Hälften im Auto spazieren zu fahren — an die Geschäfte denken die wenigsten. So vergeht ein Monat nach dem anderen und es ist noch keine einzige Arbeit geleistet worden; sogar die ellenlangen Reden werden nicht mehr gehalten; es ist zum Sterben langweilig in dem hohen Hause an der Cadeia Velha und — lieb Vaterland, magst ruhig sein! Nur die hundert Milreis Diäten werden noch pünktlich in Empfang genommen.

Die „weiße Hand“. Wir haben schon soviel von der „schwarzen Hand“ gehört, jetzt hören wir aber abwechslungsweise von einer „weißen Hand“. Die schwarze hat sich hauptsächlich dort betätigt, wo man das Schwarze nicht leiden mag; die weiße taucht aber dort auf, wo man die schwarze Farbe absolut nicht verachtet — in Rio de Janeiro, d. h. vorläufig hat sie noch nichts geleistet, sondern nur Leistungen in Aussicht gestellt. Die Redaktion des „Correio da Manhã“ hat folgende Zuschrift erhalten: „Gehrter Herr Redakteur des „Correio da Manhã“! Hiermit bringe ich Ihnen zur Kenntnis, daß sich hier eine „Geheimgesellschaft von der weißen Hand“ gebildet hat, die folgendes Programm hat: 1. ist sie antipolitisch und 2. ist sie total sozialistisch. Sie wird unterdrückte Arbeiter verteidigen und gewisse schändliche Geheimnisse aufklären. Es ist für uns von der größten Wichtigkeit, daß Sie erfahren, dass diese Gesellschaft mit der vielbesprochenen „schwarzen Hand“ nichts zu tun hat, die durch Drohungen fremdes Geld erpreßt. Die Gesellschaft ist aus fünfzig (50) Mitgliedern zusammengesetzt. Die Mitglieder arbeiten im Einklang mit dem in unserem Geheimlokal geleisteten Schwur. Diese Gesellschaft wird sich bald bei gewissen Spekulanten bemerkbar machen, die sich der demokratischen Maske bedienen. Wir sind keine eigentlichen Spione, sondern unparteiische Richter in diesem Lande ohne Richter. Ohne mehr für heute etc.“ Also abwarten.

Es hat gar keinen Zweck, ist die Antwort aller Politiker, die gefragt werden, wer für den Stuhl Irineu Machados im Bundesdistrikt kandidieren wird. Irineu Machado war bekanntlich zweimal gewählt und wurde auch zweimal anerkannt — für den dritten Bezirk von Minas Geraes und für den Bundesdistrikt. Er entschied sich für den ersten Stuhl und der zweite wurde somit frei. Wer soll nun jetzt kandidieren? Man sprach von Dr. Medeiros e Albuquerque, aber da hieß es, es habe keinen Zweck, jemanden aufzustellen und zu wählen, denn die Mehrheit werde doch denjenigen an-

erkennen, den Pinheiro Machado anerkennen lasse. Auch die anderen mehr oder weniger oppositionell angehauchten Kandidaten haben von vornherein abgewinkt. Pinheiro Machado möge einen Deputierten ernennen, dann bleibe die Mühe der Wahlkampagne und die Aufregung erspart und schließlich brauche man auch nicht das Recht zu verletzen. Also haben wir es wirklich schon so weit gebracht, daß sich kein unabhängiger Kandidat findet, aber den Oppositionellen kann man es wirklich nicht verübeln, daß sie sich die unnütze Mühe sparen wollen — es hat ja doch keinen Zweck.

Kindesmord. Am Mittwochabend fand ein Mann um halb neun Uhr vor der Rosario-Kirche ein kleines, mit Bindfaden zusammengebundenes Paket. Er machte es auf und ließ es entsetzt fallen. Es enthielt den abgeschnittenen Kopf eines neugeborenen Kindes. Der Kopf war in einem Blatt des „Jornal do Commercio“, Morgenausgabe vom 12. ds., eingewickelt. Der Schnitt war noch frisch, da das Blut noch heruntertropfte. Der schauerliche Fund erregte große Sensation, und man sucht nach einer Frau, die man eine halbe Stunde vorher an der Stelle, wo man später den Kopf fand, gesehen hat, aber niemand kann richtig angeben, wie die Frau eigentlich ausgesehen hat. Die Hautfarbe des gefundenen Kopfes ist hellbraun, also muß das Kind von ungleichen Eltern stammen, von welchen die Mutter oder der Vater ein Mulatte sein muß. Die Polizei entwickelte eine rege Tätigkeit, aber ihre Aufgabe ist nicht leicht, da sie absolut keine Anhaltspunkte besitzt. Diejenigen Passanten, die die Frau gesehen haben, wissen nicht einmal ihre Gestalt richtig zu beschreiben. Sie sei stark verhüllt gewesen, was aber niemanden besonders aufgefallen sei, da es zur selben Zeit geregnet hat.

Was geht da vor? Beim Minister des Aeussern frühstückten im Itamaraty-Palast die Herren Vespasiano de Albuquerque und Belfort Vieira, Minister des Kriegs und der Marine. Nach dem Frühstück blieben die drei Herren lange in geheimer Konferenz zusammen, über die bislang nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Italienisch-türkischer Krieg.

Man muß verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen, wenn man die Berichte vom Kriegsschauplatz studiert. Die Worte haben oft einen ganz anderen Sinn, als ihnen gewöhnlich zukommt. Die italienische Berichterstattung muß ja jeden Tag etwas bringen. Es wird ihr aber sichtlich schwer, die Wahrheit zu sagen. Daher ist sie bemüht, den Lesern Sand in die Augen zu streuen. So kommt aus Tripolis die Nachricht, daß die Türken und Araber einen kräftigen Vorstoß auf die italienischen Positionen in der Oase Suani Osman unternommen hätten. Es sei drei Stunden lang erbittert gekämpft worden, sodaß die Türken neunzig Tote und eine riesige Anzahl Verwundete zu verzeichnen gehabt hätten. Auf italienischer Seite seien nur zwei Mann gefallen. Man stelle sich einen dreistündigen Kampf vor, der kein Fernkampf, sondern ein Handgemenge ist, bei welchem die Araber ohne jeden Zweifel die Italiener an Körperkraft und Gewandtheit wesentlich überragen, und da soll man glauben können, daß die Italiener nur zwei Tote gehabt hätten. Die amtliche Kriegsberichterstattung hält ihre Leser für unendlich unvorsichtig. Ein anderes Telegramm aus den letzten Tagen besagt, daß die Türken bei Bushava einen heftigen Angriff gemacht hätten. Die Italiener seien zwar gezwungen worden, sich

in die festigten Stellungen zurückzuziehen, aber die Türken und Araber seien dezimiert und fast gänzlich aufgerieben worden. Wir würden unsere Leser beleidigen, wenn wir über diese innere Unwahrheit des Telegramms auch nur ein Wort verlieren wollten. Die Lüge ist zu grob. Es ist somit alles beim Alten geblieben, wenn nicht der Telegraph irgend welche Niederlagen der italienischen Truppen unterschlagen hat. Denn aus den angeführten Telegrammen kann auch der militärische Laie ersehen, daß die Türken im Vorteile sind.

Im Aegäischen Meere ist nichts Neues zu melden. Wir haben nur die eine sensationelle Nachricht zu registrieren, daß ein hervorragender italienischer Politiker einem Journalisten des New York Herald gegenüber erklärt habe, daß die Italiener nach Beendigung des Krieges die ganzen eroberten Inseln an Griechenland abtreten wollen. Diese Nachricht hat das Eigentümliche, daß sie ungemein auf die Lachmuskeln einwirkt. Es wird abgewartet werden müssen, ob die eroberten Inseln tatsächlich in italienischem Besitze bleiben werden. England wird nur mit scheelen Augen einer solchen Gebietserweiterung Italiens zusehen. Das Schlimmere aber ist, daß die Nordküste Afrikas, sowie die Inseln des Meeres ihm als Kriegsbeute zufielen. England wäre das höchst peinlich und wird auch ganz gewiß dafür sorgen, daß die italienischen Bäume nicht höher wachsen, als es der englischen Macht zuträglich ist.

Aus Albanien kommen sehr schlimme Nachrichten. Die Albanesen haben die türkischen Grenzstädte angegriffen und Dobrowitza sowie Kiewo haben ihnen sehr starke Truppenanschübe gewährt. Dadurch waren die Albanesen in der Lage, drei Bataillone türkischen regulären Militärs gefangen zu nehmen. Auch fielen ihnen bei diesem Anlasse ungeheure Mengen Munition, sowie vier Schnellfeuerkanonen in die Hände. Von allen Bergen rauchen die Flammenzeichen, welche sämtliche Bergbewohner zu den Waffen rufen. Nicht weniger als 15.000 Mirditen haben sich dem Aufstande angeschlossen. Wohl oder übel muß die Türkei ansehnliche Truppenkontingente den siegreichen Albanesen entgegenwerfen, um den Aufstand nicht übergreifen zu lassen. Ist es doch bekannt, daß die christlichen Griechen, soweit sie dem türkischen Reiche einverleibt sind, nur den Augenblick erspähen, den Türken eins am Zeuge zu flicken. Es ist kaum anzunehmen, daß die Griechen die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen werden, das verhaßte muselmansche Joch abzuschütteln, denn hier spielen neben politischen auch religiöse Momente eine bedeutende Rolle.

An unsere Leser.

Wir bemerken mit Freuden, daß wir durch unsere Neueinführung den Wünschen vieler entgegengekommen sind. Zahlreiche Zuschriften sind uns zugekommen. Einige unserer Abonnenten sandten uns Rätsellösungen ein. Alles dieses zeigt, daß unser Leserkreis mit Interesse unsere neue Rubrik verfolgt und werden wir bemüht sein, durch gediegenes Material, dieses Interesse wach zu erhalten.

Die Auflösung des Bilderrätsels war fast allen geglückt. Eine Auflösung lautete allerdings: Noten wehren — gute Nacht, dadurch andere glücklich macht. Das war wohl auf die nächtlichen Klavierspieler und Grammophone gemünzt. Wenn wir auch diese Anschauung ehrlich teilen, so wollte das Bilderrätsel doch etwas anderes sagen.

Die Skataufgabe haben viele gelöst. Man sieht halt, daß in unseren Leserkreisen fleißig „Skat

gedroschen“ wird. Es ist ein altes Stück unserer Heimat.

Wir lassen hiermit die richtigen Lösungen folgen und mögen die Eifrigen sich orientieren, in wie weit sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Das wahre Glück nur immer lacht
Dem, der andre glücklich macht.

Auflösung der Verbindungs-Aufgabe.

Einspaenner, Zweifeler, Dreistigkeit, Viernheim, Fünfkirchen, Sechshaus, Siebenschlaefer, Achtziger, Neunauge, Nulltaet.

Auflösung der Synonymie:

1. klatschen. 2. rotten. 3. okkupieren. 4. können.
 5. umzingeln. 6. schildern.
- Krokus.

Auflösung der Magischen Quadrate:

Ofen-Pest
Neun-Auge
Raub-Mord
Reis-Brei

Auflösung der Skat-Aufgabe:

A hatte r W, s D, s O, e K, e 9, e 8, e 7, g D, g K, r 7;
B: s 10, s K, g O, g 8, g 7, r D, r K, r O, r 8.
Verlauf:

- I.
- | | |
|---------------------------|--------------------------|
| 1. r 7, r D, s 8. | 6. e K, r 8, e 10 |
| 2. g W, s O, s 7. | 7. e O, e 8, g 7. |
| 3. e W, s D, s K. | 8. g 9, g K, g O (—34). |
| 4. e D, e 7, s 10 (— 21). | 9. g D g 8, g 10 (— 55). |
| 5. r K, s 9, r W (— 27). | 10. e 9, r O, s W. |

- II.
- | | |
|---------------------------|--------------------------|
| 1. r 7, r D, r 9 (— 11). | 4. r 8, g W, e 8. |
| 2. r K, r 10, s D (— 36). | 5. e W, s O, s 7. |
| 3. e 7, s 10, e O (— 49). | 6. s 8, r W, s K (— 55). |

Haustier-Versteck-Rätsel.

1. Geh' und hole schnell, was ich dir gesagt habe.
2. Diesen Napf Erde brauche ich noch für die Blumen.
3. Willst du nicht Anbers Fra Diavolo dir einmal ansehen?
4. Ein Schakal befindet sich im Zoologischen Garten.
5. In meiner Wohnung habe ich keinen Telephonanschluß.

In jedem der vorstehenden 5 Sätze ist ein Haustier versteckt enthalten.

Dreisilbige Charade.

Such' eine unten liegend in der See,
Die andern schwankend über ihren Wogen;
Das Ganze tut dem armen Bauern weh,
Vom Staate wird's als 'Abgab' eingezogen.

Ordnungs-Rätsel.

Adria, Besen, Geier, Liebe, Plage, Psalm.
Vorstehende Worte bringe man in eine andere

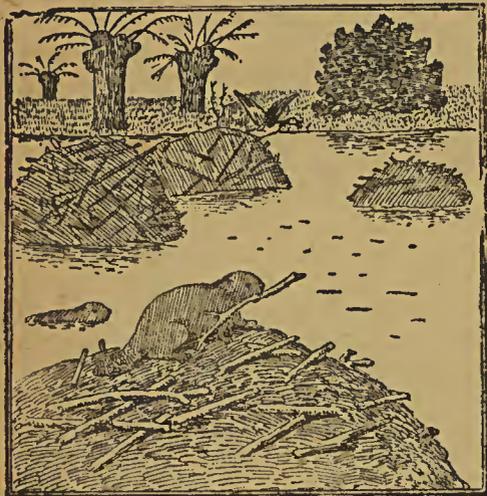


Reihenfolge, es müssen alsdann die zweite Buchstabenreihe von oben nach unten und die vierte von unten nach oben je den Namen eines bekannten deutschen Dichters ergeben.

Bilder-Rätsel.



Vexier-Bild.



Wo ist der Biberjäger?

Etwas zum Lachen.

Kriminalbeamter: Nee, dieser Frechdachs! Fängt der Kerl den Polizeihund ein und verkauft ihn.

Aufmerksam. Das Bier ist wirklich ausgezeichnet; da will ich meiner Frau ein paar Flaschen mitbringen. Sie trinkt zwar keins, aber freuen tut sie's doch, und ich habe einen schönen Schlaftrunk!

Gedanke eines Schuljungen. Die beste Schule ist die des Lebens. — Das schlechteste Leben ist das in der Schule.

Schusterjungen-Bosheiten. Ein Gemüsehändler fährt mit seinem Esel in die Stadt. Bei einem Wirtshause entdeckt der Händler, daß ein frischer Schoppen nicht zu verachten sei. Er kehrt ein und stärkt sich. Der Esel, ein anerkannter Antialkoholiker kehrt dem Wirtshause verächtlich den Rücken und geht weiter. Ein Schusterjunge ruft daher dem Gemüsehändler in die Wirtschaft hinein: Herr Gemüse, Ihr Geschäftsführer ist Ihnen durchgegangen. — Auf dem Trottoir schreitet in vornehmer Ruhe eine Dame der eleganten Welt. Die Vertreterin des schönen Geschlechts trägt ein Schleppkleid. Unversehens tritt der Schusterbub darauf. Zornig kehrt sich die Dame um und sagt zu dem erschrockenen Schusterjungen: Hat denn der Ochs keine Augen? Der Bengel ist gut beschlagen und entgegnet: Der Ochs hat Augen, aber daß die Kuh einen so langen Schwanz hat, das hat der Ochs nicht gewußt. — Alle Passanten lachten und die Dame hatte zum Hohn auch noch den Spott.

Meister Knieriem ist gestorben. Der Lehrjunge erzählt diesen Trauerfall zu Hause mit folgenden Worten: Der Meester is dod, heute hat sein Herz und seine Hand uffgehört zu schlagen.

Die verflixten Fremdwörter. Einem Vorstadtwirte war der Kostenvoranschlag überreicht worden zur Installation des elektrischen Lichtes in seiner Wirtsstube. Unter anderen stand auch darin, daß er nur 7 Kilowatt-Strom benötige usw. Seine Stammgäste, denen er seine Absicht mitteilte, machten ihn aufmerksam, daß er Birnen, Glühkörper etc. anschaffen müsse. Der Wirt aber betonte siegesbewußt, daß sein Ingenieur sogar es schriftlich gegeben habe, daß er nur 7 Kilo Watte benötige und die habe er bereits gekauft.

Briefkasten.

Monte Mor. Daß dem „blauen Diamanten“, der mit der „Titanic“ unterging, eine geheimnisvolle Kraft tatsächlich zukommt, glauben wir nicht, denn Geister und Gespenster gibt es nicht. Folgende Tatsachen sind jedoch sehr auffallend. Der erste Besitzer dieses wertvollen Steines war, soweit sich hat feststellen lassen, ein türkischer Sultan, der gelegentlich einer Empörung abgesetzt wurde. Ein Spanier namens Habib, erwarb ihn dann und — ertrank bald hernach. Später kaufte die Königin Maria Antoinette, deren Leben die Guillotine ein Ziel setzte, den Stein. Nach ihr gelangte er in die Hände der Prinzessin Lamballe, die bekanntlich Jacobiner bald nach der Erwerbung ermordeten. Der nächste bekannte Besitzer war ein Juwelier in Amsterdam, der sich infolge ehelicher Zwistigkeiten selber tötete. Dann kam er in den Besitz eines englischen Millionärs und Lords, der ihn wieder einer Londoner Schauspielerin schenkte. Der Lord ruinierte sich total und starb in Elend, die Schauspielerin wurde von einem eifersüchtigen Liebhaber ermordet. Er brachte dann noch verschiedenen Personen Unglück. So auch dem vorletzten Besitzer, dem Sultan Abdul Mamid, der bekanntlich abgesetzt wurde und nun gefangen gehalten wird. Im Jänner dieses Jahres kaufte ein Amerikaner, Mac Lean, den Diamanten und fand seinen Tod beim Untergang der „Titanic“.

Skatspieler. Sie sind im Unrecht. Skat darf ganz unbedenklich gespielt werden. Es ist kein Glücksspiel, das unter die Gesetzesbestimmungen fällt, die gegen Hazard gerichtet sind. Sie können demnach ruhig weiter „dreschen“ ohne befürchten zu müssen, daß ihr Kleeblatt denunziert werden könnte.

Mogy-Mirim. Selbstverständlich müssen Sie die Geburt des Kindes bei der Behörde anzeigen, deswegen wird es ja noch kein Brasilianer. Holen Sie das Versäumte nur schleunigst nach. Wenn wir Ihnen raten dürfen, so bitten wir Sie, nur nicht das Datum der Geburt zu verheimlichen, denn bei Erbschaften oder Rechtsangelegenheiten könnten dadurch die allerschlimmsten Verwicklungen entstehen. Als Ausländer konnten Sie ja die Bestimmungen nicht wissen. Wenn Sie sich bei den Beamten höflich entschuldigen, wird Sie das gewiß von der Strafe befreien.

S. João da Boa Vista. Wollen Sie sich wegen Ihrer Angelegenheit an das österr. Konsulat wenden. Nehmen die das Connaissance mit. Die Schiffahrtsgesellschaft muß Ihnen die Güter verschaffen oder schadlos halten. Berichten Sie uns über den Ausgang der Sache.

An dieser Stelle unter „Briefkasten“ beantworten wir gerne alle an uns gerichteten Fragen und freuen uns, wenn wir damit unseren Lesern dienen können.

Die Banane, ihr volkswirtschaftlicher Wert und ihre Bedeutung für die Volksernährung.

Lange Zeit wurde in Brasilien der Wert der Banane, die in der Küstenregion von der nördlichen Grenze unseres großen Landes bis zum äußersten Süden des Staates Santa Catharina und auch in einem großen Teile des Hochlandes vortrefflich gedeiht und die denkbar reichsten Erträge liefert, verkannt. Wohl fand man die Frucht überall auf den Tischen der Reichen und Armen, aber ihr Konsum war doch immerhin ein beschränkter und größere Kulturen traf man nur vereinzelt an. Viel mehr wußte man den Wert der Banane in den Vereinigten Staaten zu schätzen, trotzdem sich nur der äußerste Süden der Union für den erfolgreichen Anbau der *Musa paradisiaca* eignet. Bald konnte die eigene Produktion Nordamerikas den steigenden Bedarf nicht mehr decken und man sah sich deshalb nach anderen Anbaugebieten um. Man fand sie in ausgedehntem Maße in Mittelamerika und bald setzte dort auch der amerikanische Unternehmungsgeist tatkräftig ein. Mit großen Kapitalien wurde in New York die United Fruit Co. gegründet. Dieses Unternehmen beherrscht in Mittelamerika die Bananenkultur fast vollständig. In den Vereinigten Staaten ruht der Bananenhandel nahezu ausschließlich in seinen Händen. Kultur und Handel erfordern einen gewaltigen Apparat und die United Fruit Co. hat ihn geschaffen. In den von ihr in ihren Geschäftsbereich einbezogenen bananenproduzierenden Ländern hat sie Bahnen von vielen hunderten von Kilometern Länge für den Transport der köstlichen Frucht gebaut, eine ganze Flotte von für den Bananentransport eigens eingerichteten Dampfern steht in ihrem Dienst und das investierte Kapital wirft eine so ausgezeichnete Rente ab, daß die Aktien der Gesellschaft nur unter Zahlung eines hohen Aufgeldes zu kaufen sind. Die United Fruit Co. ist auch zu einem bedeutenden politischen Faktor in Mittelamerika geworden und sie ist der Schrittmacher der amerikanischen politischen und wirtschaftlichen Expansion auf der schmalen amerikanischen Landbrücke zwischen dem atlantischen und stillen Ozean.

In Südamerika wissen die Argentinier die Banane nicht minder wie die Nordamerikaner zu schätzen. Der anfänglich kleine argentinische Bedarf wurde vom Staate Santa Catharina gedeckt. Bald genügte in der Nachbarrepublik aber die Zufuhr aus Santa Catharina nicht mehr und unter argentinischer Initiative wurden im Küstengebiet von Paraná Bananenplantagen angelegt, die so gut prosperierten, daß die Bananenkultur immer mehr an Ausdehnung gewann. Im Staate São Paulo wurde in der Umgebung von Santos von altersher die Banane angebaut, aber ausschließlich für die Versorgung des Marktes unserer Hafenstadt. Als die italienische Einwanderung in Fluß kam und die Italiener der Banane Geschmack abgewannen, stellte sich bald ein fühlbarer Mangel an diesem so rasch populär gewordenen Konsumartikel ein, die Preise gingen bedeutend in die Höhe und die in der Nähe von Santos ansässigen Landwirte wurden dadurch zur Anlage großer Pflanzungen animiert. Mit der durch die Kaffeekrise bedingten starken Rückwanderung der italienischen „Brasiliengänger“ verminderte sich nun zwar der heimische Konsum nicht unwesentlich, für den Ausfall bot jedoch die Ausfuhr nach Argentinien bald Ersatz. São Paulo trat auf dem Markte von Buenos Aires mit Santa Catharina und Paraná in Wettbewerb und immer größere Quanti-

Blüthner Pianos

das beste deutsche Fabrikat
Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

täten Bananen werden von Santos nach Argentinien verschifft. Die Ausfuhrziffern sind uns momentan nicht zur Hand, sie repräsentieren aber schon einen recht stattlichen Prozentsatz der Gesamtsumme unseres Exports. Unzweifelhaft steht bei der Aufnahmefähigkeit des Marktes von Buenos Aires und der Steigerung des heimischen Konsums durch die verstärkte Einwanderung von Italienern der Bananenkultur in unserem Staate eine große Zukunft bevor. Auch für den Bananenabsatz nach Europa und selbst nach den Vereinigten Staaten trotz der Konkurrenz Mittelamerikas eröffnet sich eine Perspektive. Noch vor wenigen Jahren waren in den kleineren Städten des deutschen Binnenlandes Bananen kaum dem Namen nach bekannt, heutzutage kann man die exotische Frucht dort überall kaufen.

Wenn nun auch in absehbarer Zeit bei den hohen Frachtraten noch nicht an eine Ausfuhr frischer Bananen nach Europa gedacht werden kann, so dürfte doch immerhin der Export von getrockneten Bananen und Bananemehl nach der alten Welt möglich und lohnend sein. Von diesem Gesichtspunkte ist ein Aufsatz beachtenswert, welchen der in unserem Milieu wohlbekannte italienische Medizinprofessor Bertarelli kürzlich veröffentlicht hat. Der Artikel erscheint uns wichtig genug, in unsere Spalten übernommen zu werden.

Professor Bertarelli schreibt:

„Zum ersten Male erschienen getrocknete Bananen in Europa im Jahre 1896. König veröffentlicht in seinem Meisterwerke über die Nahrungsmittel und ihre chemische Zusammensetzung einige Analysen, die sich auf die ersten Versuche der Trocknung der Bananen beziehen, welche seinerzeit gerade unternommen wurden. Diese Versuche hätten freilich nur ganz geringe wirtschaftliche und technische Erfolge. Das Publikum, wenigstens das europäische, verhielt sich den Versuchen gegenüber gleichgültig und man unterließ es lange Zeit, neue zu machen. Die Versuche wurden indes wieder aufgenommen. Es kommen verschiedene Trocknungsprozesse in Betracht, die aber im Grunde genommen nicht wesentlich voneinander abweichen. Zunächst wurde Bananemehl in größeren Quantitäten eingeführt. Der Konsum von Bananemehl vergrößerte sich bald in Süd- und Zentralamerika und Bananemehl wurde darauf von dort auch nach Portugal und Spanien ausgeführt. Jetzt findet man Bananemehl auf den meisten europäischen Märkten und in Dresden hatten auf der internationalen Hygieneausstellung mehrere deutsche und italienische Aussteller Bananemehl und getrocknete Bananen ausgestellt. Für beide Erzeugnisse wurde eine großartige Reklame gemacht. Sie führten sich sehr rasch ein und ihr Konsum gelangte zu der von den Industriellen erwarteten Bedeutung.

Unzweifelhaft ist die Ausfuhr von Bananemehl vorteilhafter als die von ganzen Bananen, weil die Frucht wasserreich ist und das Wasser ein totes Gewicht darstellt, das bei der Ausfuhr von Mehl ausgeschaltet ist. Obwohl die Bananen sich lange

frisch erhalten, ist doch beim Transport ein Teil dem Verderb unterworfen (beim Transport in Kühlräumen würde jeglicher Verderb ausgeschlossen sein. D. Red.), der allerdings vermieden werden kann. Die Bananen nehmen aber einen großen Raum ein, was den Transport in frischem Zustande erschwert, außerdem ist die Verschiffung frischer Bananen noch mit anderen erschwerenden Umständen verknüpft, wie z. B. die Uebnahme von Ameisen auf die Schiffe, was den Schiffahrtsgesellschaften sehr unwillkommen ist. Es wird aus diesem Grunde für frische Bananen eine ziemlich hohe Frachtrate berechnet. Es ist deshalb nur logisch, daß man der Ausfuhr von Bananenmehl den Vorzug gibt.

In Santos stellt eine Fabrik bereits Bananenmehl her, andere Fabriken sind in der Gründung begriffen. Kürzlich hat mir eine brasilianische Firma Bananenmehl mit der Bitte übersandt, es einer Analyse zu unterwerfen. Die Analyse hat folgendes Ergebnis geliefert:

Stärke 53 Prozent, Zellulose 8 Prozent, Pflanzenleim 8 Prozent, Glukose 7 Prozent, Stickstoff 3 Prozent und Fette 1 Prozent.

Die Analyse ist sehr günstig ausgefallen. Bananenmehl ist seiner Zusammensetzung nach dem Weizenmehl sehr ähnlich, nur ist jenes an Stickstoffgehalt etwas ärmer als dieses. Auch hinsichtlich des Preises ist Bananenmehl konkurrenzfähig. In technischer Hinsicht weist das Bananenmehl noch einige Mängel auf. Beim Trocknen der Bananen, aus welchen Mehl bereitet wird, geht der typische Aether, den die Frucht enthält, verloren, und nur aus diesem Grunde wird das Mehl minderwertiger, was natürlich die Einführung benachteiligt. Außerdem ist die Verwendung des Bananenmehls für die Kinderernährung, die hauptsächlich angestrebt wird, nicht ganz einwandfrei. Ich will mich hier nicht auf die Erörterung technischer Fragen einlassen, allein mir scheint das Mehl als Kindernahrung wegen seines hohen Zellulosegehaltes nicht ganz geeignet. Nichtsdestoweniger wird das Bananenmehl, dessen Preis niedriger ist als der Preis von Weizenmehl, eine Zukunft haben. Es eignet sich ausgezeichnet für die Bereitung allerlei süßer Speisen und verschiedener Gerichte. Vielleicht kann aus dem Mehl eine besondere Art Brot, das beliebt wird, gebacken werden. Bananenmehl wird deshalb voraussichtlich in Europa einen größeren Absatz finden, indes wird sein Konsum in den Ländern, wo Weizen nicht angebaut werden kann, noch viel größer sein.

Die Banane hat eine zu große praktische Bedeutung, als daß man unterlassen könnte, die Aufmerksamkeit jener Länder, wo die Banane gut gedeiht, auf die Möglichkeit vergrößerter Ausfuhr zu lenken. Wenn es gelingt, im Mehl die charakteristischen Eigenschaften der Frucht zu erhalten, steht mit Sicherheit zu erwarten, daß die Banane und die aus ihr gewonnenen Fabrikate in der Welt bald den Platz einnehmen werden, den sie nach der Ansicht vieler einzunehmen berechtigt sind."

Professor Bertarelli ist kein Phantast, sondern im Gegenteil ein praktisch denkender und kühl abwägender Mann der Wissenschaft. Wir schließen uns seinem Urteil vollkommen an und sind mit ihm der Ansicht, daß die Banane sich nach und nach den Weltmarkt erobern wird, wie sie bereits den amerikanischen Markt erobert hat. Wir können den Küstenbewohnern nur raten, sich auf den Anbau mehr als bisher zu verlegen. An lohnendem Absatz wird es bei den vielerlei Verwendungsmöglichkeiten dieses herrlichen Produktes der Tropen nie mangeln.

Wir behalten uns vor, später auf das Thema noch einmal in einem längeren Artikel zurückzukommen.

Feuilleton

Die indischen Opale

Kriminal-Roman von Ernst Ludwig Grombeck.
(Fortsetzung.)

Cecily hatte schnell ihren Plan gefaßt und teilte ihm mit, er könne durch eine kleine, mühelose Dienstleistung hundert Mark verdienen. Es handle sich um die Wette mit einer Freundin. Ob er es übernehmen wolle, sie an einem Abend in den Westen-Klub hineinzuschmuggeln?

Der Mann war verlegen. Es handelte sich doch hier um einen Vertrauensbruch! Sie wisse doch, daß kein weibliches Wesen in die Klubräume eindringen dürfe! Aber Cecily beruhigte ihn sofort. Wie er so etwas nur gleich denken könne, es sei doch nur der Scherz eines jungen Mädchens, der für ihn ganz ungefährlich verlaufen werde.

„Aber,“ warf der Mann ein, „wie wollen Sie denn hinkommen? Nicht einmal zum Staubwischen dürfen Frauen ins Haus; selbst dazu sind Männer engagiert. — Auch wenn Sie sich im Klub nicht zeigen würden, könnten Sie als Frau gar nicht hinein; der Kastellan paßt zu scharf auf!“

„Nun,“ rief Cecily lächelnd, „dann ist ja die Sache ganz einfach, ich ziehe mir eben Männerkleidung an!“

Verblüfft sah ihr Hölzer ins Gesicht.

Aber Cecily fuhr fort: „Sie müssen mir unbedingt eine Klubdiener-Livree besorgen. Ich werde sie anlegen, und am Abend, wenn die Gesichtszüge schwer zu unterseiden sind, komme ich dann mit Ihnen zusammen ins Haus. Sie müssen wissen: ich will ja gar nicht in den Klub, ich will nur ein Plätzchen haben, von dem aus ich unbeobachtet die Herren sehen kann. Nicht wahr, Sie sehen, daß Sie bei diesem Scherz gar nichts zu fürchten haben?“

Das junge Mädchen sah so vertrauenerweckend aus, und die gebotene Entschädigungssumme war so hoch, daß der Diener nicht länger zögerte, auf ihren Vorschlag einzugehen.

* * *

Das vornehme, villenförmige Haus in der Tiergartenstraße, das die Behausung des Westen-Klubs bildete, lag am Tage still da. Kaum, daß dann und wann einmal der Briefträger kam oder ein Geschäftswagen Waren ablieferte. Die Portierstelle des Klubs wäre eine Sinekure gewesen, wenn der Pförtner sein Amt nur am Tage hätte verwalten dürfen.

Aber abends wurde dieser Teil der Tiergartenstraße lebendig. Automobile fuhren hupend, mit ihren zwei glänzenden Lichtern vor, vorbei, um die die Wette mit lautlos gleitenden Equipagen. Das Haus war hell erleuchtet, nur waren überall die hänge vor die Fenster gezogen — doch der festlich helle Eindruck blieb. Elegante Herren im Gesellschaftsanzug, den Zylinder nachlässig nach hinten geschoben, durchquerten den kleinen Vorgarten, die Straße vom Hauseingang trennte. Denn soviel Wagen auch vorfuhren: nur Herren entstiegen ihnen, nicht eine einzige Dame.

Zwei junge Männer gingen eiligen Schrittes durch die Tiergartenstraße. Sie trugen beide die kleidsame Livree des Westen-Klubs, die nur gutgewachsenen Personen steht. Wo die Mütze die Ohren erreichte, da setzte bei beiden an der Wange ein blondes Kotelettbärtchen ein. Der eine der beiden Diener hatte die Mütze tief ins Gesicht gerückt, hielt den Kopf

gesenkt und hatte sich fest in seinen Mantel gewickelt, trotzdem konnte er seinen hübschen Wuchs nicht verbergen, und er erregte die Aufmerksamkeit so mancher Kammerjungfer, die ihre abendlichen Freistündchen zu einem Spaziergang durch den Tiergarten benutzen wollte. Aber der junge Diener ging mit seinem Kollegen achtlos und eilig an den Blicken der bewundernden weiblichen Dienstboten vorbei, und er hob den Kopf erst, als sie vor dem Hause des Westen-Klubs angelangt waren.

„Man wird mich doch nicht erkennen?“ flüsterte er leise.

„Ausgeschlossen,“ antwortete der andere, „und dazu jetzt, wo es im Hause noch dunkel ist!“

Sie traten ins Haus, ohne daß der Pförtner ihnen Beachtung schenkte: es waren ja Klubdiener.

Aber der eine Diener blieb im Hausflur einen Moment stehen und sah sich um, ein wenig länger, als das Diener gewöhnlich zu tun pflegen. Dann ging er langsam die breite Treppe mit dem dunklen, schön geschnitzten Geländer hinauf, musterte die interessanten Bronzefiguren der Treppen-Kandelaber und stellte für sich fest, daß es Kopien nach venezianischen Vorbildern waren. Auch dies war eine Tätigkeit, die Diener gewöhnlich nicht ausüben, und daran dachte der hübsche, junge Mann auch, als er sich plötzlich zusammenriß und seinen Kollegen leise fragte: „Und wo kann ich unbemerkt bleiben?“

„Kommen Sie nur mit“, antwortete jener flüsternd.

Sie waren offenbar im ersten Haus. Unbemerkt stiegen sie die Treppen hinauf und kamen auf einen dunklen, kalten Bodenraum. Durch einige Gänge wanden sie sich an muffig riechenden Bretterver-schlägen vorbei, dann hörte der letzte schwache Schimmer von der Treppe draußen auf. Hölzer nahm eine Taschenlampe heraus, und im kleinen Schein des elektrischen Lichtes sah Cecily, daß sie in einem ausgemauerten, viereckigen Raum stand, der nur den Eingang hatte, durch den sie eben gekommen waren, und in dessen schrägem Balkendach eine Oeffnung zum Durchzug frischer Luft angebracht war.

„Hier, sehen Sie,“ sagte Hölzer und deutete auf den Fußboden, „hier dieses runde Loch schließt den Hauptventilator im großen Saal ein. Der Ventilator hat zwei große Flügelräder, die beide von verschiedenen Seiten gegeneinander rotieren. Wenn er feststeht, wie jetzt, so können Sie bequem hindurchsehen!“

Cecily beugte sich herab und sah zu ihrem Erstaunen, daß sie eine fast vollständige Uebersicht über die Klubräume hatte, die alle kreisförmig mit durchbrochenen Wänden oder Glastüren um den großen kuppelförmigen Speisesaal angeordnet waren.

„Ich muß jetzt meinen Dienst antreten,“ sagte Hölzer. „Vorher will ich aber noch den Motor vom Ventilator abkuppeln, damit Ihnen nicht etwa ein Unglück geschieht. Denn Gnade Gott dem Körper- teil, der zwischen die beiden scharfen Rotationsflügel kommt.“

Er löste die Verbindung und ging, Cecily im dunklen, zugigen Raum in der ungewohnten Lage des Läschers zurücklassend.

Noch war es früh. Die meisten Mitglieder des Westenklubs saßen an dem kleinen Tischen des Speisezimmers, das vom Plafond angenehm matt beleuchtet war, während auf den gedeckten Tischen des Speisezimmers, zierliche Leuchtkörper, die sich hinter cremefarbenen Lampenschirmen verbargen, jenes wundervoll diskrete Licht verbreiteten, das die Verdauungsnerven so ungemein sympathisch berührt. Man hörte hier auf und zu ein leises Wort, sonst

Oskar Stellmann Zahnarzt

verlegte sein Konsultorium nach der Avenida Rio Branco 129, I. Stock (gegenüber dem „Jornal do Brazil“) Sprechstunde von 2—5 Uhr Nachmittags. Wohnort: Praia do Icarahy 29-D Nictheroy. Sprechstunden dort von 7—11 Uhr Vormittags.
Rio de Janeiro.

war nur das zarte Geklapper von Messer und Gabel vernehmlich.

Ein Teil der Mitglieder war im Lesezimmer. Dieses war vom Speisesaal durch eine riesige, hohe, durchsichtige Glastür getrennt, die geräuschlos auf und zu ging. Tiefe, breite, schwere Leder-Klubsessel luden hier geradezu ein, sich hinter Zeitungen und Zeitschriften zu vergraben, und es gab da ausländische Zeitungen von so riesigen Formaten, daß man von den Lesenden nur noch ein Paar Beine sah, die aus dem dunklen Leder der Klubsessel herauswuchsen.

Im Spielzimmer waren jetzt noch am wenigsten Leute. Nur ein paar besonders eifrige Spieler hatten sich an einem der kleinen, grünen Tischchen in einer Nische zusammengefunden und schienen stundenlang hier sitzen zu wollen, in ihr Spiel vertieft.

Aber allmählich füllte sich das Spielzimmer.

Je später es wurde, desto lebhafter ging es in den Klubräumen her. Es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Manche der Herren kamen gerade aus dem Theater. Diskussionen wurden begonnen, andere fortgesetzt, laut schwatzend drängten die Leute ins Spielzimmer. Die Luft wurde allmählich von dem Rauch der schweren Zigarren bläulich-grau. Hinten am Büffett, wo die Eisgetränke standen, scharten sich die Herren mit der blitzenden Hemdbrust, um rasch im Stehen die amerikanischen Cocktails herunterzugießen.

Um die grünen Spieltische sammelte man sich immer dichter. Die eigentümlichen Worte des Spielerjargons drangen an Cecily's Ohr, diese merkwürdige Mischung aus englischen Brocken und deutschen Uebersetzungen englischer Ausdrücke, von denen sie das meiste gar nicht verstand.

Es war ein buntes Gedränge um den Tisch, das Cecily fast in Verwirrung brachte.

Dennoch hörte sie zu ihrem Erstaunen jemand sagen: „Kinder, das ist ja heute gar kein Leben hier! Ihr spielt ja mit einer Schlappheit, als wenn der Westen-Klub ein Kaffeekränzchen wäre!“ Sofort rief ein anderer: „Friesack hat vollkommen recht! Ein so langweiliges Tempo habe ich noch nie erlebt!“ Darauf antwortete eine Stimme: „Das kommt bloß daher, weil Mohl noch nicht da ist. Wir arbeiten uns die Seele aus dem Leibe, und er amüsiert sich irgendwo und läßt seine Freunde sitzen!“ Die Stimmen gingen durcheinander. Plötzlich warf einer der Spieler seine Karten auf den Tisch und rief: „Meine Herren, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich spiele nicht weiter, ich warte bis Mohl kommt. Die Sache ist mir zu öde!“

„Bitte, wer braucht mich?“ rief da plötzlich laut eine etwas nieselnde Stimme von der Tür des Speisezimmers her. Herr von Mohl schritt schnell durch den Schwarm der Menschen an den Spieltisch, überall von freudigen Zurufen und Händedrücken begrüßt.

Die übrigen Spieler hatten Cecily gleichgültig gelassen. Aber Herr von Mohl erweckte sogleich bei seinem Eintritt ins Spielzimmer ihr lebhaftestes Mißbehagen. Er war tadellos gekleidet. Im Knopfloch die blasse Orchidee hob noch die Sorgfalt seines Anzugs. Sein Gesicht verriet die vornehme Ab-

kunft, aber etwas in diesem Gesicht, in dem dunkle Ränder unter den Augen von durchwachten Nächten erzählten, eine tiefe Lasterhaftigkeit des Ausdrucks, etwas unangenehm Lauerndes im Auge sties niemand diese unangenehmen Züge an Herrn von Mohl zu bemerken. Im Gegenteil, Cecily konnte sehen, daß er gerade im Klub außerordentlich beliebt war. Man drängte sich zu ihm, plauderte, ließ sich Witze erzählen, kurz: man behandelte ihn als den Löwen der Gesellschaft.

Dabei konnte Cecily's scharfe Beobachtung gewahren, daß Herrn von Mohls Benehmen gar nicht zu den Zügen paßte, die sie ihm gleich bei seinem Eintritt vom Gesicht abgelesen hatte. Er scherzte, lachte, ging freimütig herum, war redselig, kurz, er benahm sich mit einer Ungezwungenheit, die Cecily nicht für echt hielt. Sie beschloß, jedenfalls: gerade ihn sorgfältig im Auge zu behalten.

Aber Herr von Mohl spazierte nicht lange mehr plaudernd im Spielzimmer herum. Als einer der Spieler aufstand und ins Speisezimmer ging, nahm Mohl seinen Platz ein. Bald hatte er die Bank.

Als ob sich die Atmosphäre mit einem Male verändert habe, verwandelte sich plötzlich wie durch Zauberschlag das Benehmen der Spieler.

Die Karten flogen nur so, und die Marken, die das Geld ersetzten, klirrten hell und metallisch auf dem grünen Tuch. Es wurde weniger gesprochen und das wenige hastig und kurz. Die Erregung wuchs, niemand machte mehr einen Witz oder zeigte Lust, über den eines anderen zu lachen. In dichten Scharen standen die Nichtspielenden um die Spieltische gedrängt und nur manchmal schwoll ein erregtes Gemurmel an, wenn jemand ein großer Bluff gelungen war.

Die Luft hatte sich in eine erhitzt schwingende Atmosphäre gewandelt. Die Ventilatoren an den Fenstern arbeiteten unaufhörlich, aber die wilden und heißen Gelüste der Spieler wurden davon nicht abgekühlt.

Mohl hielt die Bank. Gerade über ihm hing ein elektrischer Leuchtkörper von der Decke herab — ein bronzenes Weib, das auf einer Kugel tanzte, und beleuchtete scharf sein bleiches Antlitz.

Das Glück wechselte bei ihm beständig. Einmal gewann er sehr viel, ein andermal verlor er sehr hoch. Es war jener für den Spieler so unerträgliche Zustand, in dem Licht- und Schattenseiten sich die Wage halten. Der echte Spieler kann nur eins von beiden leiden: entweder gewinnen oder verlieren, aber beides hoch!

Doch Herr von Mohl ließ sich seine Ungeduld nicht anmerken. Nur die Falten um seine Mundwinkel wurden tiefer und die Schatten unter seinen Augen dunkler.

Cecily beobachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie blickte wie hypnotisiert auf ihn. Irgendein dunkles Gefühl sagte ihr, daß dieser Mann noch zu ganz anderen Dingen fähig war, als am Spieltisch des Klubs wie ein Tollkühner zu hasardieren — zu verruchten und verrückten Dingen. Denn sie, als die einzige Unbeteiligte, die nichts vom Spiel verstand, wandte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Beobachtung Mohls. Und so sah sie in Momenten, in denen er sich unbeobachtet glaubte, tausend kleine, wilde Züge über sein Gesicht huschen, die bezeugten, daß seine leichtsinnige, harmlos erscheinende Naivität nur eine große, kunstvolle Verstellung war.

Mohl verdoppelte die Einsätze. Er verlor. Er verdreifachte, ohne daß sein Benehmen äußerlich Erregung gezeigt hätte, aber die Aufregung der Menschen um ihn wuchs. Er verlor. Wie etwas ganz

Selbstverständliches verdoppelte er die verlorene Summe. Er verlor. Ein neues Spiel begann; Mohl setzte sofort zu Anfang das Doppelte der verlorenen Summe. Das Summen um ihn wuchs, alles wartete. Plötzlich sah Cecily Mohl leicht zusammenzucken. Das Geräusch eines vorfahrenden Wagens war unten in der stillen Nacht hörbar geworden. Mohl wurde sichtlich nervös, er spielte nicht aus, sondern sah auf seine Uhr. Einen Moment erhob er sich leicht: „Ich bitte, die letzte Karte ansagen zu dürfen!“ rief er in bestimmtem Ton. Alle bisherige Ruhe und Besonnenheit schien ihn verlassen zu haben. Cecily kam es vor, als griff er blindlings nach einer beliebigen Karte und werfe sie hastig auf den Tisch.

„Dame liegt links!“ rief die schrille Stimme des Bankhalters, der den Gewinn rasch einstrich.

„Ach gut!“ rief Mohl. Er sprang auf, warf im Stehen seinen Verlust auf den Tisch und sagte: „Ja, heute haben Sie eben die bessere Hand! — Aber zum Teufel noch mal, ich kann nicht mehr. Hier herrscht eine unerträgliche Hitze. Ich kann es nicht mehr aushalten!“

„Aber die Ventilatoren laufen ja in einem Fort, daß uns nur so die Ohren sausen!“ antwortete der Bankhalter.

„So?“ sagte nervös Mohl und strich sich hastig mit der Hand über die Stirn. „So? Aber meine Herren, das genügt eben nicht. Wenn Sie nicht den grossen Ventilator gehen lassen, werden Sie hier nie eine erträgliche Temperatur haben!“

Ein maßloser Schreck stürzte sich auf Cecily. Das Herz schien ihr einen Moment lang stillzustehen. Mit einem Ruck richteten sich die Augen beinahe aller Anwesenden zur Decke und sahen auf den großen Ventilator, hinter dem sie verborgen war.

Ein Diener ging zum Fenster, an dem die Drehkontakte für den Ventilatorbetrieb angebracht waren, und schaltete den Strom ein. Aber der Ventilator rührte sich nicht — Cecily wußte ja nur zu gut, warum.

„Sehen Sie, meine Herren,“ sagte Mohl schneidend und nervös, „die Sache funktioniert nicht einmal. Entschuldigen Sie mich, bitte, ich halte es nicht länger in der Hitze aus, ich muß weg!“

„Muß repariert werden!“ rief eine Stimme. „Mohl hat recht. Gleich jemand raufschieken, der die Sache in Ordnung bringt!“

Cecily sprang schnell auf. Jetzt war die höchste Gefahr da. Wenn jemand hinaufkam, mußte sie unbedingt entdeckt werden. Instinktiv sah sie noch einmal rasch hinunter. Mohl ging gerade zur Tür hinaus. „Donnerwetter, Unglück im Spiel!“ rief einer hinter ihm her. „Na, wer wo anders Glück hat — ich bitte Sie!“ lachte ein anderer.

Cecily schlüpfte in den Mantel. Doch schon kamen Schritte die Treppe herauf. Wo sollte sie hin? Sie drückte sich an die Wand — vielleicht blieb sie da unbemerkt. Doch nein, sie wußte ganz genau, daß das ausgeschlossen war. Hier in diesem engen Bodenraum mußte sie entdeckt werden. — Was sollte nun geschehen? Die Schritte kamen schnell näher. Welche Ausrede sollte sie brauchen? Es war gar keine Ausrede möglich, jede war lächerlich. Man hätte sie ins Licht geführt und bei genauer Betrachtung sofort gesehen, daß sie ein Weib war.

Da — trat der Mann hinein in den Bodenraum. Schon hatte sie den verzweifelten Gedanken, sich ihm entgegenzuwerfen — sie, das schwache Weib, in der Dunkelheit ihn zu bewältigen — da blitzte plötzlich der Strahl einer elektrischen Taschenlampe auf. Sie stand wie gelähmt — doch in diesem Moment flüsterte ihr eine Stimme zu: „Machen Sie schnell, daß Sie unbemerkt aus dem Hause kommen

— der Ventilator ist aufgefallen!“ — Es war der Diener Hölzer.

Cecily atmete tief auf. Alles war noch gut, nichts war verloren. Sofort war ihre Geistesgegenwart wieder da. Schnell schlüpfte sie aus dem Raum, und ohne daß sie besonders auffiel, gelang es ihr, die Treppe hinunterzulaufen.

Gerade vor ihr ging Mohl.

Leichtfüßig sah sie ihn die Treppe hinabsteigen. Und in diesem Moment war ihr plötzlich wieder das Ziel ihres Hierseins, das sie in der Gefahr beinahe hatte vergessen können, klar. Wie von einer geheimen Macht getrieben, folgte sie unauffällig Mohl. Das flackernde Dämmerlicht im Flur des alten Hauses und die Dunkelheit der Straße begünstigten es, daß niemand sie zu beachten schien.

Unten hielt ein Coupé, aus dessen geöffneten Wagenschlag Cecily ein dämonisch schönes Weib sich beugen sah. Dichtes, knisternd schwarzes Haar umflocht das bleiche, klassische Profil ihres Kopfes, aus dem zwei schwarze Augen wild, glühend und gebietcrisch hervorleuchteten.

„Kommst du endlich?“ rief sie Mohl entgegen, als er noch im Flur des Hauses war.

„Verzeih, daß ich dich warten ließ!“ versetzte er in einem Ton, dem das Befehlshaberische, das er im Klub gehabt hatte, fehlte. Er eilte über den Vorgarten und sprang ins Coupé. Der Wagenschlag klappte zu, der Kutscher schmitzte mit der Peitsche, und die beiden Rappen setzten sich in Bewegung.

Jäh durchschloß Cecily der Gedanke: „Folge ihnen!“ — Nur wie? Da fiel ihr ein, wie es die Straßenjungen machen, die sich hinten an den Stangen des Wagens anklammern.

Sie sprang schnell durch den Vorgarten und lief hinter den Wagen, um sich heimlich in der Nacht hintenaufzusetzen.

Aber bevor sie noch den Wagen berührt hatte, sprang aus dem dunklen Schatten der Bäume ein kleiner Kerl hervor, der eine Tuchmütze weit ins Gesicht gezogen und den Rockkragen aufgeklappt hatte. Er stieß einen zweimaligen, gellenden Pfiff aus und umschlang Cecily von hinten mit seinen Armen. Der Wagen sauste davon. Und ehe Cecily sich noch recht besinnen konnte, was eigentlich geschehen, war der Unbekannte schon wieder im Dunkel der Nacht verschwunden.

Der Gedanke durchzuckte sie: „Ich bin beobachtet worden!“

Und der Wagen war fort. Sie fühlte sich verzweifeln. In höchster Besorgnis, jemals auch nur die geringste Spur zu finden, ging sie durch die nächtigen Straßen nach Hause zurück. War nun nicht alles aus? Man hatte sie sogar bemerkt! Man entzog sich ihrer Beobachtung!

Nein, durchschloß es sie plötzlich, es war nicht alles aus! Wenn jene bemerkt hatten, daß sie beobachtet wurden, war das nicht ein Grund, anzunehmen, diese Beobachtung sei ihnen höchst unangenehm, sie hätten sie zu scheuen?

Und auf einmal kam es ihr wie ein Licht: Hier war die Spur, die Hauptspur, das Wesentliche.

Und ohne daß sie im Moment auch nur das Kleinste hätte beweisen können, sagte sich ihr dunkler Fraueninstinkt sofort: „Mohl, das unbekannte Weib und der verstummte Komplize — diese Leute haben meinen Vater beseitigt!“ Ich habe sie, ich habe sie! Und sie frohlockte wild: „Hier ist ein Anfang!“

VIII.

Erinnerungen.

Der Untersuchungsrichter wollte einen neuen Versuch mit Soltaus Verhör machen.

Der Wärter, der den Gefangenen holen sollte, sah, als er sich an der Zellentür befand, vorsichtig

und neugierig durch das Guckloch der Tür. Er sah den Gefangenen in dem trüben Dämmerlicht des kleinen, kahlen Raums apathisch dasitzen, den Kopf in beide Hände gestützt, offenbar ganz in sich versunken. Jetzt sah Soltau auf, er hatte wohl Geräusch gehört. Spähend glitt sein Auge über Wände und Tür der Zelle, erreichte das Guckloch und erblickte dahinter das forschende Auge des Wärters. Aber der Wärter sah zu seinem Erstaunen, daß die Miene des Gefangenen nicht jenen scheu zusammenzückenden, geduckten Ausdruck annahm, wie es sonst geschieht, wenn Gefangene sich vom Wärter durch das Guckloch beobachtet finden. Soltau blickte ruhig und gleichgültig auf den schmalen Spalt, durch den er einen andren Menschen ins Auge sah. Gleichgültig war der Hauptausdruck auf Soltaus Zügen. Mit Bewunderung sah er den Wärter. Und da ihm eine feinere Kenntnis der menschlichen Seele fehlte, da er nicht auf den Gedanken kam, daß seelisches Leiden den Menschen ganz abstumpfen kann, so sagte er sich: „Das muß ein ganz Verstockter sein — der hat ja nicht einmal Angst vor mir!“

Die Tür klirrte auf — jedes kleinste Geräusch wurde hier vom Echo zurückgeworfen — und Soltau trat von neuem den Gang über die hallenden, trübseligen Korridore zum Untersuchungsrichter an. Mit gleichgültigem Blick sah er zum zweiten Male das Zimmer mit den weißgestrichenen Wänden, den Schreiber am Fenster und den Untersuchungsrichter mit der goldenen Brille hinter seinem Pult.

Der Richter blätterte lange Zeit wortlos in seinen Akten. Soltau stand da, ohne Ungeduld zu zeigen.

Der Richter dagegen wollte ihn zur Ungeduld zwingen. In der Erregung machen die meisten Menschen viel leichter die schwerstwiegenden Geständnisse. Doch Soltau blieb teilnahmslos. Der Richter merkte es und ärgerte sich. — Der Plan war mißglückt.

Er räusperte sich und begann: „Nun, sind Sie unterdessen schon vernünftig geworden?“

Soltau schrak plötzlich zusammen und blickte den Sprechenden verständnislos an.

„Ich meine,“ fügte der Richter hinzu, „haben Sie sich schon eines Besseren besonnen?“

Soltau sah ihn an wie ein Kind einen Prediger.

„Hören Sie,“ sagte der Richter mit ein wenig Mißmut in der Stimme, „verstellen Sie sich nicht! Das kann Ihnen nur schaden. Sie sind geistig vollkommen gesund. Oder wollen Sie etwa behaupten, daß dies nicht der Fall ist?“

„Nein, ich bin gesund.“

„Nun also, haben Sie mir nichts mitzuteilen?“

„Nein.“

„Wieder sagen Sie nein! — Sie verschärfen dadurch nur Ihre Lage. — Hören Sie lieber auf mich. Sie sind noch ein junger Mann. — Sie sehen, ich stehe Ihnen wohlwollend gegenüber. Legen Sie ein offenes Geständnis ab, und ich werde veranlassen, daß das strafmildernd in Betracht gezogen wird.“

„Ich habe nichts zu gestehen!“ sagte Soltau mit der Stimme eines sehr müden Menschen.

„Sie leugnen also, sich an Brandorff vergangen zu haben?“

„Ich leugne nichts, denn ich habe nichts begangen.“

„Sie haben Brandorff ermordet! Geben Sie das zu?“

„Nein!“

„Sie haben dann den Leichnam fortgeschafft!“

„Nein!“

„Ich verlange von Ihnen nur zu wissen, wie Sie es getan haben!“

Aber Soltau wiederholte nur immer wieder ton-

los murmelnd: „Nein, ich habe nichts getan, ich habe nichts getan!“

Der Untersuchungsrichter sah, daß es ihm nicht gelang, den Verhafteten zu überrumpeln. Mit fast resigniertem Ton sagte er:

„Ihre Verstocktheit zwingt mich nur, wieder ganz von vorn anzufangen!“

Doch Soltau vor ihm machte ein Gesicht, als wolle er sagen: „Bitte, köpft mich doch gleich — es ist mir ganz egal!“

„Erinnern Sie sich an die Nacht vom 29. zum 30. Juni?“ fragte der Richter.

„Ja!“

„Waren Sie damals im Hause Ihres Onkels Brandorff?“

„Ja!“

„Haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Ja!“

„Was haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Wir sprachen über ein Rennen in England!“

„Der Diener John bezeugt, Sie hätten mit Ihrem Onkel einen heftigen Streit gehabt. Stimmt das?“

Einen Moment Zögern, dann: „Ja!“

War der Streit im Anschluß an das erste Gespräch entstanden?“

„Nein!“

„Wann kamen Sie an dem Abend ins Haus Ihres Onkels?“

„Um halb zehn!“

„Wann entstand der Streit?“

„Später.“

„Viel später?“

„Ja.“

„Sagen Sie mir den Inhalt Ihres Streites!“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Ich verweigere die Auskunft!“

„Handelte es sich um geschäftliche Angelegenheiten?“

„Ich verweigere die Auskunft!“

„Betrifft der Streit Ihr Privatleben?“

„Ich verweigere die Auskunft!“

„Schön, Sie verweigern die Auskunft, sehr schön! Also dann, was geschah dann?“

„Ich ging weg.“

„Ohne sich von Ihrem Onkel zu verabschieden?“

„Ja!“

„Wie gingen Sie weg? Es sind zwei Ausgänge da, einer durch die Galerie und eine Hintertreppe aus dem Arbeitszimmer Ihres Onkels.“

„Den Hauptausgang durch die Galerie!“

„Gingen Sie in den Garten?“

„Nein!“

„Gingen Sie geradeswegs herunter und verließen das Haus durch die Haustür?“

„Ja.“

„Hielten Sie sich gar nicht weiter in der Umgebung des Hauses auf?“

„Nein.“

„Wann war das, als Sie weggingen?“

„Ziemlich spät!“

„Wissen Sie wann?“

„Nein.“

„War es noch Nacht oder schon Morgengrauen?“

„Ich weiß nicht!“

„Was taten Sie dann?“

„Ich ging weg.“

„Das haben Sie schon gesagt. Wohin gingen Sie?“

„Ich weiß nicht!“

„Wo hielten Sie sich bis zum Vormittag des folgenden Tages auf?“

„Ich weiß nicht!“

„Sie wissen nicht? Gut! Woher haben Sie die aufgeschürften Hände?“

Soltau betrachtete seine Hände. Die Handflächen hatten Rißwunden. Er hatte es bis dahin in seiner Apathie noch gar nicht beachtet. „Ich weiß nicht!“

„Gut, gut!“ sagte der Untersuchungsrichter. „Es ist mir sehr interessant, was Sie sagen. Sie wissen also nichts? Nun, dann will ich Ihnen sagen, was ich weiß, und ich werde verschiedenes richtigstellen, was Sie mir unrichtig sagten!“

Fürs erste, Sie verließen das Haus nicht durch die Galerie und den Vorderausgang, sondern durch die Tacptentür im Arbeitszimmer. Sie gingen durch den Garten. Sie hatten einen Kampf mit Brandorff, dabei rissen Sie sich die Hände auf, befleckten dabei Ihr Klubband und verloren es unter der großen Linde!“

Dabei hielt er das kleine Seidenband ihm vor Augen, das er den Akten entnommen hatte. Es hatte in einer Ecke einen kleinen rötlichen Streif: offenbar Blut.

„Sie können sich hier nicht ausreden,“ fügte er hinzu, „es ist chemisch untersucht worden, die rote Stelle ist Menschenblut! Was haben Sie begangen? Gestehen Sie es — gestehen Sie alles!“

Der Untersuchungsrichter war aufgestanden. Hinter der goldenen Brille funkelten seine Augen. Seine Stimme dröhnte:

„Erich Soltau, sagen Sie, was Sie wissen! — Sprechen Sie! Von Ihrem Wort wird es abhängen, ob man gegen Sie wegen Totschlags oder wegen Mordes verhandelt. Denken Sie: Mord, Mord! Und auf Mord steht das Schafott! Sprechen Sie. Es handelt sich um Ihren Kopf!“

Doch Soltau sah dem Richter gleichgültig in die Augen. Er zuckte nicht zusammen, als er mit der leisen Stimme eines unendlich gequälten erwiderte: „Das ist eine Folter! — Ich habe nichts zu sagen!“

Nach diesem Wort klappte der Richter die Akten zu und drückte auf eine Klingel. Der Wärter kam, und der Untersuchungsrichter ließ Soltau wieder in die Haft zurückführen, nicht ohne ihm vorher zugerufen zu haben: „Sie werden schon noch reden!“

* * *

Als die Kunde von Soltaus Verhaftung zu Rechtsanwalt Sanders drang, hatte sich dieser sogleich entschlossen, Soltaus Verteidigung zu übernehmen.

Er forderte die Akten ein. Aber ihre Lektüre erfüllte ihn mit der höchsten Bestürzung. Alles, was seine eigene Logik in diesen Tagen ihm für die Schuld des Freundes zugeflüstert hatte, fand er hier hundertmal und aber hundertmal bestätigt von den Indizien des Untersuchungsrichters und von der Logik der erbarmungslosen schwarzen Buchstaben auf den kalten, weißen Aktenbogen. In fürchterlicher Weise sah er so sein eigenes Denken gegen den Freund gerichtet, und je mehr er sich in das Aktenmaterial vertiefte, um eine Lücke der Beweisführung zu finden, die es Soltau ermöglichen konnte, frei auszugehen, um so dichter sah er das Netz der Schuld sich um den Freund verstricken. Dennoch, konnte es möglich sein? Wie hatte es nur geschehen können?

Und er beschloß, seine Pflicht als Freund und als Rechtsanwalt zu tun und Soltau im Gefängnis aufzusuchen.

Es war ein betrübendes Bild, das sich dem Rechtsanwalt bot, als er zu Soltau in die Zelle trat.

In seinem Beruf hatte er schon oft jene Besuche im Gefängnis machen müssen, welche zu seinen traurigen Pflichten gehörten. Aber jetzt dort jenen Mann wiederzutreffen, den er sonst nur aufs sorgfältigste gekleidet und in heiterer Gesellschaft gesehen hatte, davor graute ihn. Und doch mußte es sein.

Als die Tür der Zelle sich hinter ihm schloß, war sein erstes Wort, das er erregt ausstieß, nur, um seiner tiefen Erschütterung Platz zu gönnen: „Erich, ich werde dein Rechtsanwalt sein!“

Denn das Bild, das sich ihm hier bot, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen.

Der Untersuchungsgefangene trägt nicht etwa Gefängnis-Kleidung, sondern seine eigenen Sachen. Für alles, was sich auf die körperliche Instandhaltung bezieht, hat er selbst und auf seine eigenen Kosten Anordnung zu treffen.

Und nun gewahrte Sanders, wie schwer sich Soltau Apathie rächte.

Des Gefangenen Gesicht starrte ihm entgegen, schmutzig, unrasiert. Seine Kleidung, ein hocheleganter Straßenanzug, der noch vor wenigen Tagen seine Gestalt aufs vorteilhafteste zur Geltung gebracht hatte, hing ihm vernachlässigt um den Leib. Soltau war schrecklich abgemagert. Man sah, alles war ihm gleichgültig, er kümmerte sich um nichts.

Als er Sanders eintreten sah, war seine erste Bewegung die, stürmisch aufzuspringen und den Freund zu umarmen. Aber sofort ließ er sich mit einer Gebärde der tiefsten Hoffnungslosigkeit wieder zurück auf seine Pritsche sinken.

Sanders sah diese Bewegung mit einem Schmerz, der ihm fast die Kehle zuschnürte. Hatte Soltau schon aller Hoffnung entsagt? Oh, dann war alles verloren!

Er näherte sich ihm, setzte sich auf den Rand der Pritsche und legte sanft seinen Arm um Soltau. „Sieh', Erich, ich bin hier“, sprach er leise. „Ich will deine Verteidigung übernehmen. Wir alle sind überzeugt, daß du schuldlos bist!“ Oh, er wußte nur zu gut, wie er log!

Soltau kehrte ihm ein schmerzverzerrtes Antlitz zu. Seine Augen lagen glanzlos, wie erloschen, in dunklen Höhlen. Und mit erstickter Stimme brachte er hervor: „Es hat gar keinen Zweck. Du bist sehr gut! Ich danke dir — aber geh' nur wieder!“

Doch Sanders' Opposition war durch die verstöckte Resignation des Freundes im heftigsten Sinne reg geworden. Nein, so leicht sollte ihm seine Aufgabe doch nicht gemacht werden. Er wußte, wie ein Unglücksfall die Menschen oft ganz weich, oft aber auch ganz starrköpfig macht. So leichten Kaufes sollte ihn dieser Starrköpfige da nicht loswerden. Es galt, diese Hartnäckigkeit, wenn nicht anders, so mit List zu besiegen.

Zart wandte er sich zu Soltau: „Ich weiß, Erich, sie quälen dich! Aber glaubst du, daß ich, dein alter Freund, zu gleichem Zwecke hergekommen bin?“

Da plötzlich konnte Soltau nicht mehr an sich halten und brach in ein furchtbares, leises, nervenerschütterndes Schluchzen aus. Sanders fühlte sich bis ins Innerste gepackt. Aber er wußte wohl, daß er diese Stimmung jetzt nicht aufkommen lassen durfte, wenn er seinen Zweck bei Soltau durchsetzen wollte. Er schlug also einen scheinbar jovialen Ton an: „Na, höre mal, alter Knabe! Wer wird denn auch gleich den Mut so sinken lassen! Denke dir doch, Erich, du selbst weißt ja am besten, daß du unschuldig bist! — Sieh' mal, ich weiß ja ganz genau, wie dich die letzten Tage mitgenommen haben. Aber du mußt doch auch bedenken, daß nur deine Worte allein dir bei einem so schwierigen Fall helfen können! Also sage mir, Erich, was ist vorgefallen? Was weißt du?“

Soltau bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte: „Oh, immer dieselbe Frage, immer dieselbe Frage!“

„Freilich immer dieselbe Frage!“ erwiderte Sanders erregt. „Siehst du denn nicht ein, Erich, daß

von der Beantwortung dieser Frage dein Leben abhängt?“

„Oh, ich weiß alles, was du auch fragen wirst. Sie fragen immer dasselbe, erst auf der Polizei, dann der Untersuchungsrichter und jetzt du!“

„Ja!“ entgegnete Sanders jetzt mit fester Stimme. „Auch ich frage dasselbe. Aber ich frage es nicht, um dich zu peinigen, das weißt du so gut wie ich. Ich frage dich, weil ich überzeugt bin, daß ich von dir eine Antwort erhalten werde!“

„Du hast kein Recht dazu!“ bäumte sich Soltau auf.

„Doch, ich habe es! Und wenn nicht ich, dein Freund, dann hat es nur noch ein einziger Mensch auf der Welt!“

„Wer?“ schrie Soltau.

„Cecily!“ entgegnete Sanders ernst und bedeutsam.

Da sah ihm Soltau starr an und schlug, wie vom Blitz getroffen, auf die Pritsche hin.

Ein paar Minuten regte sich nichts in der Zelle. Dann kam von der Pritsche her ein leises Winmern: „Frage mich, Sanders, ich will antworten!“ „Endlich!“ seufzte Sanders erleichtert auf.

Aber bevor er noch mit seiner Frage beginnen konnte, richtete sich Soltau auf und sagte mit einer plötzlich wunderbar festen Stimme: „Höre, Sanders, du kannst mich fragen, was du willst, nur eins nicht: worum es sich in meinem Streit mit Brandorff gehandelt hat! Darüber kann ich dir keine Auskunft geben, dir und niemand. Ich darf es nicht. Ich würde, vor mir selbst meine Ehre verlieren. Es sei dir genug, wenn ich zugebe, ich habe mit Brandorff einen heftigen Streit gehabt. — Und nun frage nur immer — aber ich muß dir offen sagen, ich habe kaum die Hoffnung, durch dein Fragen etwas zu gewinnen. Denn auf alles andere kann ich dir keine Antwort geben, nicht weil ich nicht will, sondern weil ich nicht kann!“

„Warum nicht?“ fragte gespannt Sanders.

„Ich weiß es nicht!“ war die sofortige Antwort. „Sieh' mal, Sanders,“ fuhr Soltau mit ruhiger Stimme fort, „alle diese Leute auf der Polizei und im Gefängnis wollen es nicht glauben, oder sie verstehen nicht, wenn ich sage: Ich weiß es nicht! — Aber du bist mein Freund, ich kenne dich. Würdest du genug Verständnis aufbringen, wenn ich dir sagte: von allem, was nach dem Streit mit Brandorff mit mir geschehen ist, weiß ich nichts, habe ich nicht die geringste Ahnung!“

„Du weißt nicht, was mit dir geschehen ist?“

„Nein, Sanders, ich kann nichts anderes sagen als: auch die geringste Bewegung, der kleinste Schritt, den ich gemacht habe, ist total meinem Gedächtnis entschwunden!“

„Du hast es vergessen — ah, das ist unglaublich!“ rief wie vor den Kopf geschlagen Sanders.

„Ja, unglaublich, das ist das richtige Wort!“ entgegnete Soltau. „Darum will es mir ja auch niemand glauben! Und doch ist es so!“

„Und du kannst dich an nichts mehr erinnern?“

„An nichts!“

„Armer Freund,“ sagte Sanders, „wie muß dir zumute sein! Wie einem Ertrinkenden, dem eben der letzte Balken von den Wellen fortgespült wird!“

„Sage lieber, wie einem Mann, der seinen eigenen Kopf noch vor dem Tode unterm Arm trägt!“ entgegnete Soltau mit schwachem Versuch zu scherzen.

„Höre, Soltau, und du siehst nirgends eine Möglichkeit, ein Alibi nachzuweisen, nirgends einen Ausweg, einen schwachen Lichtschimmer, der dich retten könnte?“

„Du vielleicht?“ fragte Soltau.



„Offen gesagt, vorläufig nicht!“ sprach zaghaft und in sich gekehrt Sanders.

„Na, ich auch nicht!“ höhnte Soltau.

„Höre, Erich, es ist jetzt keine Zeit zu scherzen. Vielleicht finden wir gemeinsam einen Weg. Versuche doch, dich zu besinnen! Wann hast du denn Brandorffs Haus verlassen?“

„Ich habe dir schon gesagt, ich weiß es nicht!“ antwortete Soltau diesmal mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, denn diese hundertmal wiederholte Frage rührte zuviel Qual in ihm auf.

„Und du weißt auch nicht, wohin du gegangen bist?“

„Mein Ehrenwort: nein!“

„Du hast niemand unterwegs getroffen?“

„Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen!“

„Besinne dich doch, Erich! Denke doch, wie leicht ist es möglich! — Es wohnen so viel Bekannte von uns im Tiergartenviertel!“

„Ich weiß es nicht! — Alles, alles ist total wie ausgelöscht!“

„Denke nach — bis du vielleicht durch den Tiergarten gegangen oder über die Charlottenburger Chaussee oder über die Linden?“

„Ueber die Linden?“ fragte wie in einem tiefen Traum Soltau.

„Denke nach, könnte dich am Ende jemand gesehen haben? Denke doch, dann wärest du ja gerettet! — Herrgott im Himmel, wer könnte denn so säpt in der Nacht noch auf der Straße sein? Vielleicht Kerzner — oder Leutnant von Massow?“

Soltau schüttelte den Kopf.

„Oder Wilhelmi oder — um Himmels willen — Marezki vielleicht?“

„Nein, nein, Sanders, es ist vergeblich!“ wehrte sich Soltau.

„Oder“ — fragte hartnäckig Sanders, „oder jemand vom Klub? — Vielleicht Mohl — aber nein, der nicht, der hat sich ja nach dir erkundigt; der hat dich ja schon lange nicht mehr gesehen!“

„Mohl?“ Soltau fuhr erschreckt auf. „Mohl — der Klub?“ Er starrte wie träumend über Sanders hinweg.

Sanders sah es sofort, daß irgend etwas in Soltaus Erinnerung rege wurde. „Um Gottes willen, Erich, besinne dich! Was träumst du, was kommt dir ins Gedächtnis? Denke an den Klub oder an Mohl, vielleicht liegt hier die Rettung!“

„Warte, Sanders“, sprach Soltau langsam, wie jemand, der aus einem tiefen Schlaf erwacht. „Warte, mir ist, als dämmert irgendwo ein Licht. Mohl — der Klub — frage mich, bitte, frage mich, ich hoffe — ich glaube, ich komme auf irgend etwas!“

„Hast du am Ende irgendeinen von Mohls Freunden gesehen?“

„Einen Moment“ — sprach Soltau mit starren Augen. „Jetzt steigt es langsam vor mir auf. Laß sehen, ich besinne mich, ich ging aus dem Haus — weiter, auf meinem Wege war irgendwo ein Schutzmann, er sah mich an, ich beachtete ihn nicht — aus!“ Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um etwas Entschwundenes festzuhalten.

„Und dann — und dann?“ fragte fieberhaft erregt Sanders.

„Und dann — — — dann war ich im Tiergarten und ging die Allee herauf, die Siegesallee.“ Er sprach stammelnd wie ein Kind. „Ging bis zur Siegessäule, da setzte ich mich auf eine Bank.“

„Weiter, weiter!“ drängte Sanders.

„Es geht nicht so schnell!“ wehrte Soltau. Er legte die Hand an den Kopf. „Ich sitze in einem Wagen, wir sind am Brandenburger Tor“ — —

„Was? In einem Wagen? Mit wem? — Mit wem saßest du im Wagen?“

Schweigen.

„Mit wem? — Besinne dich doch! — Mit einem Mann oder einer Frau?“

„Mit — mit — mit einer Frau!“ rief plötzlich laut Soltau. Und sofort setzte er hinzu: „Mit Frau — mit — — — mit Frau von Zemlinska!“ Und er schlug sich dabei mit der Hand vor den Kopf.

„Mit der Freundin Mohls?“ fragte in tiefstem Erstaunen Sanders.

„Ja!“ erwiderte er nachdenkend, grübelnd. „Ja, mit Frau von Zemlinska! — — — Wie war's nur? — Ich saß auf der Bank, und der Morgen kam schon herauf. — Eine Equipage kommt vorbei, mit zwei Rappen bespannt. Im Fond eine Dame. Sie läßt den Kutscher halten und ruft: „Herr Soltau!“ Ganz weich und hell herüber: „Herr Soltau!“ Ich stehe auf und gehe zur Equipage. „Kommen Sie, steigen Sie ein!“ sagt sie und lacht und blitzt mich aus ihren schwarzen Augen an. Und dann wirft sie den Kopf zurück: „Kommen Sie, wir fahren hinunter zu „Riche“! Ich stieg ein und fuhr mit ihr die Linden hinunter zum Restaurant Riche.“

„Und du trafst da Bekannte?“ fragte Sanders gespannt.

Soltau schwieg einen Moment. Plötzlich schien die Erinnerung in ihm völlig erwacht zu sein. „Ja“, sagte er, „Kersow vom Klub und zwei Freunde von ihm und den langen Strehlen.“

Sanders machte hastig Aufzeichnungen in sein Notizbuch.

„Wir tranken“, fuhr Soltau fort. „Frau von Zemlinska saß neben mir und plauderte unaufhörlich mit mir; sie fragte mich tausend Dinge. Ja — — und dann — — ich glaube, ich war wie toll. Sie stand auf, schritt hinaus, in einer dunklen Nische des Korridors — — packte ich sie beim Kopf und küßte sie auf den Mund. — — Und da — — kam mir der Gedanke an Cecily. — — Ich riß mich los und rannte wie toll auf die Straße. Es war mir, als wäre ich mit irgendeinem schrecklichen, narkotischen Mittel vergiftet worden. Ich war halb besinnungslos — rannte an den Leuten vorbei, die mich anstarrten und mir etwas nachschrien. Und dann — ich weiß nichts mehr. — Wie eine Wolke ist alles vor meinen Augen. — Plötzlich fand ich mich in einer Zelle — — im Gefängnis! — Ich kann es mir und dir gar nicht erklären“ —

„Vorläufig nicht nötig!“ bemerkte Sanders. Und trocken fügte er hinzu: „Das genügt mir. Ich glaube, ich kann dir versprechen: Heute Abend bist du frei!“

IX.

Geständnisse.

Soltau war frei. Sanders hatte es durchgesetzt, daß man sehr rasch und diskret bei einigen Teilnehmern jener lustigen Nachtgesellschaft im Restaurant Riche Erkundigungen einzog, so daß das Alibi nachgewiesen werden konnte. Es ergab sich die vollkommene Unwahrscheinlichkeit einer Schuld Soltaus, und seine Entlassung aus der Haft wurde sofort verfügt.

Sanders holte ihn aus dem Gefängnis ab. Sie fuhren mitten durch die belebten Straßen Berlins, durch das Grün des Tiergartens, und voll Seligkeit trank Soltau in durstigen Zügen die Luft, die um die saftig prangenden Bäume des Tiergartens einen blauen Schleier mit den weißen Tupfen der Nachmittagswölkchen schlang.

Noch war Soltau in sehr geschwächter Verfassung. Mit abgehärmten Gesicht saß er schlaff in dem Fond des Wagens zurückgelehnt da und starrte in den Nachmittagsshimmel.

„Wie wird Cecily sich freuen, wenn sie dich wiedersieht!“ unterbrach Sanders seine Träumereien.

Soltau fuhr aus seiner Versunkenheit auf: „Cecily? — Weißt du, Sanders,“ sagte er langsam, „mir ist so, als hätte ich ein Unrecht begangen. Vielleicht waren diese Tage im Gefängnis nur eine Prüfung für mich — vielleicht eine Strafe dafür, daß ich in jener Nacht in der Weinlaune mich so weit vergessen konnte, ein fremdes Weib zu küssen!“ Und er versank in ein selbstanklägerisches Grübeln.

Aber Sanders riß ihn heraus: „Nein, nein, mein Lieber, das ist es nicht. Du schwärmst, aber die Wirklichkeit kümmert sich nicht um Träume und Phantasiebilder. Deine Selbstvorwürfe machen dir alle Ehre, aber ich glaube nun und nimmer, daß man lediglich durch einen kleinen Rausch in deinen damaligen Zustand versetzt werden kann. Dieser Zustand ist mir höchst rätselhaft. Diese Lethargie, diese Schwächung des Willens, diese vollkommene Lähmung der Gedächtniskraft ist mir unerklärlich. Das ist doch eine direkte pathologische Veränderung aller Körperfunktionen, und ein solch pathologischer Zustand entsteht nie und nimmer durch einen Kuß und eine Erinnerung an die Geliebte.“

Soltau wippte nachdenklich mit der Fußspitze hin und her. „Ich muß sagen, daran habe ich noch nicht gedacht. Ich glaube, daß mein Zustand sich schon vorbereitet, als ich oben im Restaurant saß und trank. . . . Ich fühlte wirklich meine Willenskraft schwächer und schwächer werden, und ich erinnere mich ganz dunkel, als ich mit der Zemlinska sprach, daß meine Zunge mit mir durchging. . . . Berauscht, vom Sekt berauscht war ich nicht, das weiß ich sicher. Ich kann sonst eine gehörige Dosis vertragen. Aber außerdem war das Gefühl, das ich empfand, so ganz anders als ein Sektrausch.“

„Nein,“ erwiderte Sanders, „es war auch kein Sektrausch. Ich habe dich während dieser Tage genau beobachtet. Eher möchte ich behaupten, daß du unter den Nachwirkungen irgendeines narkotischen, höchst merkwürdigen Giftes zu leiden hattest. Wenigstens gewann ich diesen Eindruck von dir. Die überaus seltsame Art, wie du nur ganz langsam und mit Hilfe von gewaltsamen Personenvergegenwärtigungen dich auf deine Erlebnisse zu besinnen vermochtest, hatte etwas durchaus Ungewöhnliches, ja Unheimliches an sich, etwas, das ich wenigstens hier in unserem Norden noch nicht erlebt habe.“

Soltau sah Sanders ins Gesicht: „Hast du etwas im Hinterhalt?“ fragte er mißtrauisch.

„Nein.“ Sanders schüttelte ruhig den Kopf. „Ich habe bei dem, was ich sage, durchaus keine besonderen Gedanken oder etwa gar heimliche Ziele. Mir kommt die ganze Sache nur höchst unnatürlich vor. Der Zustand, in dem du dich befandest, entsteht sicher nicht allein durch seelische Erlebnisse, wie du es gern glauben möchtest — eher in einer Art Opiumrausch.“ . . .

Der Wagen war in der Königgrätzer Straße vor Soltaus Wohnung angekommen. Sie stiegen aus und gingen ins Haus.

Als Soltau die Wohnung öffnete, war das erste, das Sanders in die Augen fiel, ein großer, reisefertig gepackter Rohrplattenkoffer.

Er schlug Soltau auf die Schulter: „Du, was war das mit dem gepackten Koffer? Ich will dir offen sagen, diese Reisevorbereitungen haben nicht wenig Verdacht erregt!“

Aber wenn er gedacht hatte, daß Soltau ihm im gleichen scherzhaften Ton antworten würde, so hatte er sich geirrt.

Mit sehr ernstem Gesicht erwiderte Soltau: „Ja,

es war ein tolles Zusammentreffen von unglücklichen Umständen. Ich kann dir mitteilen, daß ich alles abhängig für mich machte von Brandorffs Worten in der Auseinandersetzung, die ich, wie ich wußte, mit ihm haben würde. Und wenn jener seltsame Rauschzustand oder, wie du glaubst, jene Vergiftung nicht dazwischen gekommen, so wäre ich wirklich noch, glaube mir, in jener Nacht gefahren.“

„Nun, dem Himmel sei Dank, daß du es nicht tatest“, erwiderte Sanders. „Ich bin überzeugt, der Verdacht wäre so stark gegen dich gewesen, daß ich dich heute noch nicht freibekommen hätte. Sicherlich nicht; und ich könnte mich jetzt hier nicht so behaglich in deinem bequemen Sessel strecken und in aller Ruhe die Abendzeitung lesen, wie ich es jetzt tue, während ich erwarte, daß du, lieber Junge, dich in dieser Zeit wäschst, rasierst und umziehst! Es tut dir wirklich not. Adieu, mein Sohn, auf Wiedersehen bis nachher! Ich lese!“ . . .

Und behaglich lachend, lehnte er sich mit der Zeitung in der Hand zurück, während Soltau in das Toilettenzimmer seiner eleganten Junggesellenwohnung verschwand. Aber wer Sanders genau kannte, der wußte, daß das Lachen bei ihm diesmal nur gemacht war. Als die Tür sich hinter Soltau geschlossen hatte, versank er in tiefes Grübeln.

Die Tatsache ließ nicht ab, seinen Geist zu beschäftigen, die Tatsache, die ihm immer klarer wurde: daß Soltau sich in einem narkotischen Zustande befunden hatte, nachdem er mit seinen Bekannten und der Frau v. Zemlinska, der Freundin Mohls, bei „Riche“, zusammen gewesen war.

* * *

Als Soltau sich mit Sanders auf den Weg zu Cecily machte, war er kaum wiederzuerkennen. Frisch und sorgfältig gekleidet, wie in früherer Zeit, stand er da, heiter, fast strahlend vor Freude über seinen eigenen neuen Menschen. Nur die ausgestandenen Qualen der letzten Tage hatten eine bleiche Farbe auf seinem Gesicht zurückgelassen, die sich nicht so leicht überwinden ließ.

Als sie ins Haus Brandorff traten, kam ihnen Cecily völlig unvorbereitet entgegen.

„Erich!“ rief sie in höchster freudiger Ueberraschung. Und er konnte nur das eine Wort hervorbringen: „Cecily!“ Beider Gesichter färbte ein glühendes Rot.

Sanders hielt es für geraten, sich zu verabschieden, unter dem Vorwande, er wolle im Bibliothekszimmer ein Buch einsehen. Und er verschwand auf der Treppe.

Die beiden gingen, fast als ob dies so sein müsse, Hand in Hand in den Garten hinaus. Als sie den Vorhof überschritten hatten, klappte hinter ihnen das rostige, alte Eisentor des Gartens zu, als wenn es wüßte, daß die beiden allein sein wollten.

Schweigend schritten sie auf den schattigen Wegen dahin,

„Was hast du ausstehen müssen, Erich!“ brach Cecily zuerst das Schweigen.

„Und du erst, Cecily!“ erwiderte herzlich Soltau.

„Oh, erinnere mich nicht daran,“ erwiderte sie, „es war entsetzlich. Und wenn ich daran denke, daß nicht das geringste Zeichen von meinem Vater da ist!“

„Cecily, es wird kommen! Wir werden alles wissen! Ich verspreche es dir, so wahr ich hier stehe. Mit aller meiner Kraft werde ich mich jetzt für die Auffindung deines Vaters einsetzen. Ich fühle es, jetzt bin ich wieder ich selbst, der dumpfe Druck ist von meiner Seele geschwunden. Nun soll alles klar, nun muß alles gut werden!“

Mit leuchtendem Blick sah Cecily zu ihm auf.

„Oh, Erich, ich hoffe so auf deine Hilfe, du kannst dir gar nicht denken, wie ich darauf vertraue!“

„Cecily!“ rief Soltau, und er fühlte, wie sein Blut stürmisch wallte.

Sie waren jetzt am Ende des Gartens angelangt. Mit welch berauschem Duft breiteten die alten Linden ihre Zweige über die beiden aus. Soltau fühlte, wie der süße, schmeichelnde Geruch ihm immer mehr von seiner Selbstbeherrschung raubte. Oh, er wollte vor sie hinstürzen, er wollte ihr gestehen, daß er sie liebte, wollte sie umfassen und sie heiß küssen! Denn er liebte sie. Im Gefängnis war es ihm plötzlich klar geworden. Das Bild seiner Cousine folgte ihm überall nach, wo er ging und stand.

Und hier nun, wo sie so dicht neben ihm war, wo sie ihm so warme Worte der Herzlichkeit sagte, warum stürzte er da nicht vor ihr nieder, warum sagte er nicht, was er fühlte? Woher kam diese unbegreifliche Scheu, die ihn abhielt, sich ganz auszusprechen?

Oh, er wußte, warum er zauderte, warum im letzten Augenblick ihn alle Männlichkeit verließ. Denn immer, wenn er im Begriff stand, zu Cecily von seiner Liebe zu reden, tauchte wie ein wüster, schwerer Traum vor seinem Auge die Szene auf, wie er Frau von Zemlinska geküßt hatte. Er sagte sich zuerst tausend Entschuldigungen, aber auch diese konnten ihm nicht über die Tatsache forthelfen, daß er an der süßen, unschuldigen Cecily einen Treubruch begangen hatte.

Von zwiespältigen Empfindungen gequält, ging er herum. Er begehrte Cecily heftig zum Weibe, er wollte ihr seine Liebe gestehen, und er liebte sie andererseits viel zu sehr, um es nicht als einen Betrug zu empfinden, wenn er über das Abenteuer mit Frau Zemlinska so leichtfertig hinwegglitt.

Cecily fiel das lange Schweigen Soltaus auf. Sie sah ihn an und war aufs höchste betroffen von seinem fast schmerzverzerrten Gesicht.

„Was hast du, Erich?“ fragte sie mild.

„Oh, nichts, laß nur!“ versuchte er sie zu beschwichtigen.

Doch sie ließ sich nicht abweisen: „Nein, dich quält etwas, Erich, ich sehe es genau!“

„Oh,“ sagte er mit heiserer Stimme, „nichts, es ist wirklich nichts!“

„Du bist verstockt, Erich. Geh', sprich doch zu mir! Du weißt doch, daß du mir alles sagen kannst.“ Und sie legte ihm sanft die Hand auf die Schulter. „Sprich ruhig zu mir, vertraue dich mir an. Was ist es denn, das dich quält?“

Soltau stieß nur das eine Wort hervor: „Du!“

„Ich?“

„Ja, du!“ Und es war um seine Selbstbeherrschung geschehen. Mit einer Heftigkeit, die ihn selbst erschreckte, packte er ihre beiden Hände und rief: „Cecily, Cecily, weißt du es denn noch immer nicht? Du bist es, die ich meine, du bist es, die mich quält! Denn ich liebe dich maßlos, ohne Ende. Erst in den letzten Tagen ist es mir klar geworden, wie sehr?

Mein Selbst, mein alles, die ganze Welt möchte ich darum geben, um dich zu gewinnen. Nichts wäre mir zu schwer, nichts zu gewaltig, das ich nicht für dich erreichen könnte! Alles gäbe ich um deine Liebe, selbst mein Leben!“ Mit rasender Wucht stieß er seine Worte hervor, zitternd vor Erwartung, wie im Fieber. Kaum wagte er den Blick auf ihr Gesicht zu richten, in ungeheurer Angst vor ihrer Antwort. Doch als er sie jetzt ansah, da gewahrte er, wie ein liebliches Rot auf ihren Wangen lag. Sie blickte ihm voll ins Gesicht, mit einem unnennbar glücklichen Ausdruck, und sagte nur: „Erich, ich hab' dich lieb!“

Ihre Hände fanden sich. Selig sahen sie sich in die Augen. Da beugte er sich über sie und küßte sie innig und lange. Doch kaum hatten sich einige Worte über ihr junges Glück gewechselt, als Soltau plötzlich verstummte. Ein schwarzer Schatten huschte über sein Gesicht.

„Was hast du, Liebster?“ fragte Cecily.

„Ach, nichts, nichts“, sagte er ausweichend.

„Willst du es mir nicht vertrauen?“ bat sie.

„Ich kann es dir nicht sagen. Es war ein Rausch, ein Wahnsinn . . . die Ueberrumpelung eines unbegreiflichen Augenblicks!“

„Du machst mir Angst, Erich!“

Soltau schwieg. Düster vor sich hinblickend, griff er an seine Stirne, als wolle er böse Gedanken wegweisen.

„Was war es denn, Erich?“ fragte Cecily dringend zärtlich.

„Ein Unrecht gegen dich — in einem unseligen Augenblick.“

„Gegen mich?“ meinte sie erstaunt.

„Ja,“ sagte er entschlossen, „ich will es dir nicht verbergen. Ich weiß noch immer nicht, wie es geschehen konnte. Ich war da — ganz gegen meinen Willen in eine Gesellschaft hineingeraten. Herr von Mohl“ — —

„Herr von Mohl?“ wiederholte sie mit erschrecktem Blick.

„Ja . . . und auch andere . . . und auch eine Frau von Zemlinska. Wir tranken, und plötzlich fühlte ich mich wie betäubt — wie ausgetauscht — als wäre ich gar nicht ich! Alles brannte in mir, mein Blut kochte und hämmerte in den Schläfen, und neben mir saß Frau von Zemlinska und plauderte und lachte mich an. Dann stand sie auf — ich glaube, sie zog mich mit den Blicken mit sich, und ich ging ihr nach. . . . In einer Nische, es war da dunkler — blieb sie stehen und blickte mich mit ihren Augen an. . . . Und ich weiß nicht, wie es über mich kam ich . . . küßte sie!“

„Du . . . du . . . küßtest sie? — Diese Frau!“ rief Cecily fassungslos.

„Cecily, liebe Cecily — Verzeihung!“ flehte er beschämt.

„Nein,“ rief sie empört, „wie konntest du! . . . O pfui! Geh' jetzt, geh' nur! Geh' zu diesem Weibe!“ . . . Und ohne auf seine Rufe zu hören,eilte sie davon und ließ ihn in Bestürzung und Trauer zurück.

Sie fühlte sich in ihren Gefühlen schwer verletzt. Während sie sein Bild in der Seele trug, während sie nur darauf wartete, von ihm ein Wort der Liebe zu hören, hatte er eine andere geküßt! — Und danach hatte er ihr von seiner Liebe gesprochen!“

Und wer war die andere? Die Freundin jenes Menschen, der ihr, kaum, daß sie ihn gesehen hatte, in tiefster Seele verhaßt war, jene Frau von Zemlinska, die sie an jenem Abend vor dem Westensklub im Wagen gesehen hatte.

Cecily weinte fast vor innerer Wut.

Doch nicht lange hatte sie Zeit, ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Lautes Geräusch drang aus dem Hause an ihr Ohr. Sie hörte aufgeregtes Gehen und Kommen, Leute liefen hin und her, die hastig durcheinandersprachen. Sie unterschied eine Stimme — sie erkannte die des alten Portiers — fragte aufgeregt: „Wo ist denn um Gottes willen nur das gnädige Fräulein?“

Cecily runzelte die Stirn. Was war das? Was ging da vor?

Doch als sie in den Hausflur kam, war keine Menschenseele zu sehen. Aber oben im ersten Stockwerk hörte sie unruhig hin und her gehen. Was war denn nur geschehen?

Als sie die Treppe emporstieg, sagte gerade San-

ders' helles, scharfes Organ: „Aber man muß zuerst Fräulein Cecily holen!“

In erregter Hast sprang sie die Stufen empor. Mit klopfendem Herzen riß sie die Tür zum Vorsaal auf. Niemand war zu sehen. Die beiden Türen der Galerie waren geöffnet. Sie lief hindurch und war in der Bibliothek. Die Tür zum Fremdenzimmer stand weit offen. Darinnen waren viele Leute, unbekannte Gesichter, darunter ein Droschkenkutscher.

Fragend sah sie sich um: „Ich hörte meinen Namen rufen — was soll ich? — Was wollen diese fremden Leute hier?“ fragte sie befremdet, in höchster Unruhe.

Doch niemand antwortete ihr. Ein unheimliches Schweigen herrschte im Zimmer.

Alle wichen respektvoll zurück und ließen einen Gang von der Tür zum Himmelbett frei. Cecily's Blick fiel aufs Bett: Herrgott — was war das? Aber nein, es war ja nicht möglich! Das Gesicht eines Greises lag auf den Kissen, und auf der Decke suchte eine zitternde Hand herum.

Cecily stürzte zum Bett, und in Jubeln und Weinen schluchzte sie völlig fassungslos: „Mein Vater — mein Vater!“

Im Bett lag der alte Brandorff!

X.

Unerwartete Ereignisse.

Das Unerwartetste von der Welt war geschieden: Brandorff war da. Es war etwas so Ungewöhnliches, daß weder Sanders noch Cecily irgendeinen Gedanken fassen konnten, ein starres Staunen lag auf den Gesichtern all der Menschen im Zimmer.

Selig in Schmerz und Glück lag Cecily vor dem Bett und bedeckte die Hand des Greises mit Küssen. Sie konnte nichts anderes hervorbringen als die unter Tränen gestammelten Worte: „Mein Vater, mein Vater!“

Sanders faßte sich zuerst. Leise, aber bestimmt gab er der alten Haushälterin den Auftrag: „Einen Arzt — so schnell wie möglich!“ Dann wandte er sich an den Kutscher und an die Männer, die beim Transport Brandorffs behilflich gewesen waren, und winkte ihnen, ihm ins Bibliothekzimmer zu folgen.

Nichts hatte er weniger erwartet, als den alten Brandorff überhaupt je wiederzusehen, und das Unglaublichste war, noch dazu in seinem eigenen Hause.

Er war gerade im Begriff gewesen, das Bibliothekzimmer zu verlassen, in das er sich während Cecily's und Soltaus Gang in den Garten zurückgezogen hatte, als er schwere Tritte die Treppe heraufkommen hörte. Dazwischen vernahm er die jammernde Stimme des alten Lehnert, die ihm wegen eines ganz ungewohnten Klanges auffiel.

Er hörte die stampfenden Schritte mehrerer Menschen durch die Galerie kommen, die Tür zum Bibliothekzimmer wurde aufgerissen, und seine Augen sahen drei Männer mit dem Körper des leise ächzenden Brandorff hereinkommen. Schnell hatte er die alte Martha rufen lassen, schnell hatte er mit ihrer Hilfe Brandorff ins Bett bringen können, und nun war er es, der wiederum alle nötigen Anordnungen im Hause traf. Die Männer hatten sich gleich wieder entfernen wollen, aber mit rascher Geistesgegenwart hielt Sanders sie zurück. Wo kamen sie her?

Denn auch das durfte man nicht vergessen, wenn auch das Unerhörte geschehen und Brandorff wieder im Hause war.

Die drei Leute, welche den Transport Brandorffs geleitet hatten, boten das typische Bild der gänzlich heruntergekommenen, verhungerten Arbeitslo-

sen, die jede Tätigkeit, die man ihnen anbietet, übernehmen.

„Wo sind Sie gemietet worden?“ fragte Sanders den Droschkenkutscher.

„In der Müllerstraße!“ erwiderte dieser.

„Von wem?“

„Die Herren hier haben mich gemietet“, antwortete er mit einer Handbewegung auf die drei Männer. Sanders musterte die Männer. Sie sahen absolut nicht so aus, als seien sie bei einem so raffinierten und komplizierten Verbrechen beteiligt. Im Gegenteil, es machte den Eindruck, als erwarteten sie ein besonders fettes Trinkgeld.

„Wie kamen Sie zu dem Herrn?“ fragte Sanders einen der drei, der ihm durch eine größere Intelligenz in dem abgehärmten Gesicht auffiel.

Der Angeredete war offenbar unangenehm überrascht, daß er das Trinkgeld nicht sofort bekam, und schien jetzt erst zu merken, daß seine Tätigkeit vielleicht ihm unerwünschte Verwicklungen zur Folge haben könne. Er rückte sich ein wenig unruhig das rote Halztuch zurecht: „Ja, das ist nicht so einfach zu erzählen, Herr!“ sagte er. „Aber ich dachte natürlich nicht, daß die Sache nicht ganz sicher ist. Ich übernehme sonst nämlich nur ganz reelle Sachen!“ fügte er erklärend hinzu.

„Sie brauchen auch gar keine Bedenken zu haben!“ sagte Sanders und gab den Leuten ein schönes Trinkgeld, das sie auch mit befriedigtem Schmunzeln entgegennahm. „Ich möchte nur einige Fragen beantwortet haben.“

„Können Sie kriegen, Herr!“ erwiderte bereitwillig der Sprecher der drei.

„Also dann sagen Sie mir, wer Sie gemietet hat und wo das geschehen ist!“

„Na also, Herr, das ist nicht so ganz leicht zu erzählen. Wie ich mich gestern nacht um den Schlesi'schen Bahnhof, da draußen an der Koppenstraße, herumdrückte, vielleicht um was aufzuschnappen, wo man 'ne Kleinigkeit verdienen kann, da kam auf mich so ein Mann zu, mit 'ner Mütze auf dem Kopf und 'ner Pfeife im Mund. Sah nicht gerade aus, als ob er's sehr dick im Portomonnaie hätte, aber das tat ja nichts zur Sache. Ich hatte gemerkt, wie er mir schon 'ne Weile zugesehen hatte. Und nun fragte er mich, ob ich helfen wollte, 'nen Kranken zu transportieren.“

„Gewiß,“ sagte ich, „wenn's was einbringt!“ Darauf gab er mir eine Mark und sagte mir, ich sollte am Tage darauf in der Müllerstraße mich einfinden, er gab genau die Stelle an, da, wo sie abzweigt nach Tegel, und dann gäbe es die anderen vier Mark. Wie ich nun heut nachmittag hinkomme, da stehen schon diese beiden da und warten auch, und nach kurzer Zeit kommt eine Droschke an und hält, mit dem Droschkenkutscher hier! Also wir kannten keiner den andern, aber wie wir so warten, kommen wir ins Gespräch, und es stellt sich heraus, daß jeder von uns herbestellt war und Vorauszahlung bekommen hatte. Wie wir so etwa eine Viertelstunde warten, kommt von Tegel her ein kleiner Leiterwagen. Auf dem Bock saß ein alter, weißbärtiger, verrunzelter Bauer. Wie er uns warten sah, hielt er und fragte: „Warten Sie hier auf'n Kranken?“ „Jawohl!“ sage ich. „Sind Sie's etwa selbst?“ „Nein“, sagt er in seiner komischen Sprechweise, die man nicht leicht verstehen konnte, „der Kranke ist hier!“ Und nun sahen wir erst, daß im Wagen, ganz in Decken eingewickelt, ein Mann lag. „Den sollen Sie in die Stadt bringen!“ sagte er zu uns und gab uns die Adresse von dem Haus hier an. Und dann holten wir den Kranken heraus und packten ihn in die Droschke. Der Bauer drehte den Wagen um und fuhr nach Tegel zurück, und wir mach-

ten, daß wir hierher kämen. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen, Herr!"

Das war nun allerdings wenig. Aber Sanders ließ den Mut nicht sinken. Er fragte einen nach dem andern aus, aber sie konnten alle nur dieselbe Antwort geben: In verschiedenen Gegenden Berlins war nachts ein nicht sehr gut gekleideter Mann an sie herangetreten und hatte sie für den folgenden Tag gemietet. Sanders schrieb sich ihre Namen und Adressen auf und ließ sie gehen.

So war nun also Brandorff da. Aber woher war er gekommen? Und wie war er gekommen? Als Kranker. Er, der früher ein alter Mann zwar, aber doch durchaus rüstig gewesen war. Und nun? Ein Blick hatte Sanders von der Hinfälligkeit Brandorffs überzeugt.

Und was war das für eine Geschichte mit dem Bauernwagen? Offenbar ein höchst sorgfältig in Szene gesetzter Plan. Die Verbrecher hatten es fürs erste aufs beste verstanden, ihre eigene Person in Dunkel zu hüllen. Diese nächtlichen Aufforderungen Geldbedürftiger, dieses ganze sorgsam überlegte Ineinandergreifen von Tatsachen deutete auf eine durchaus überlegene Intelligenz, der man die Schuld an dem Attentat gegen Brandorff zuschreiben mußte. Doch warum war Brandorff wieder hier? Warum war dieses doch für den Täter gefährliche Unternehmen ins Werk gesetzt, den Greis wieder zurückzuschicken?

Und Brandorff lebte doch!

Es war unerklärlich. So sehr Sanders zuerst von der Ankunft Brandorffs fast entsetzt war, so sehr staunte er, als er diese Tatsachen durchdachte. Denn es war klar, der Täter setzte sich der allergrößten Gefahr aus, wenn nicht durch seine unwissenden, geüffneten Werkzeuge, so doch durch alle Erklärungen aus Brandorffs Mund.

(Fortsetzung folgt)

Die Unzufriedenheit der Matrosen der britischen Kriegsflotte.

Aus London wird geschrieben:

Es ist allen, die die Verhältnisse der britischen Flotte etwas näher kennen, längst kein Geheimnis mehr, daß unter den Mannschaften sehr viel Unzufriedenheit herrscht, und daß der Matrose, wenn er auch mit strahlendem Gesicht auf Urlaub ans Land zu kommen pflegt, durchaus nicht immer der „lustige Jack“ ist, wie ihn die Phantasie der Schwärmer für die „glorious navy“ sich ausmalt. In der letzten Zeit hat die Unzufriedenheit ganz bedenklich zugenommen, es ist verschiedentlich zu recht unangenehmen Gehorsamsverweigerungen gekommen und hier und da sind sogar Meutereien berichtet worden, wenn es auch in den meisten Fällen gelungen ist, die Vorkommnisse zu vertuschen oder als harmlos darzustellen.

Die Admiralität hat am Ende einsehen müssen, daß es so nicht weiter gehen kann und es heißt, daß Winston Churchill entschlossen ist, alle Umstände durch eine Kommission untersuchen zu lassen, wenn er so nicht durchkommen kann. Es mag komisch klingen, wenn man die Verhältnisse in der englischen Kriegsflotte nicht näher kennt, aber nichtsdestoweniger ist es wahr, daß die Zwischendeckoffiziere und die Matrosen allen Ernstes davon sprechen, eine Art Gewerkschaft zu gründen, die die Admiralität zwingen soll, auf die Klagen der Leute Rücksicht zu nehmen und Abhilfe zu schaffen. Die Matrosen, die alle angeworben werden, also freiwillig diesen Beruf ergreifen, sehen nicht ein,

warum sie nicht dieselben Rechte besitzen sollen wie die Arbeiter; sie haben neuerdings ja gesehen, wie das Vorgehen der Gewerkschaften ganze Industrien, ja das ganze Volk an den Rand des Verderbens bringen kann, und sie sehen nicht ein, warum sie nicht auch dasselbe versuchen sollen. Mehrere der Regierung nahestehende Blätter haben kürzlich ausdrücklich vor dieser Gefahr gewarnt und sich nicht gescheut, zu sagen, daß die bestehenden Disziplinarbestimmungen die Leute kaum zurückhalten werden, nachdem die Unzufriedenheit solchen Umfang angenommen habe.

Unter den Forderungen, die die Matrosen geltend machen, ist zunächst die nach einer Erhöhung der Löhnung von 20 Prozent zu nennen. Von dem Gesichtspunkte der Leute aus hat dieses Verlangen eine gewisse Berechtigung: vor dem Jahre 1860 wurde die Löhnung der Matrosen auf 1 Schilling und 8 Pence für den Tag festgesetzt, heute, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, erhalten die Leute noch immer dasselbe. Die Matrosen vergleichen ihren Fall naturgemäß mit denen der Angestellten anderer Departements der Regierung. Im Hauptpostamt in London bekamen die Sortierer vor fünfzig Jahren 28 Schillinge und 5 Pence in der Woche, heute gibt man ihnen 50 Schillinge und 10 Pence, während der Lohn der Briefträger in demselben Zeitraum von 25 Schillinge und 1 Pence in der Woche auf 33 Schillinge und 1 Pence hinaufgegangen ist, andere Angestellte des Staates haben in den letzten 25 Jahren Aufbesserungen von 75 Prozent erhalten und die Matrosen nichts, obwohl man von ihnen auf den modernen Kriegsschiffen natürlich viel mehr verlangt als auf den alten Kästen vor fünfzig Jahren. Selbstverständlich besteht ein Unterschied zwischen Matrosen und anderen Angestellten, aber immerhin ist doch ein gewisser Grund zur Klage vorhanden, mit dem die Regierung wird rechnen müssen, und dessen Beseitigung den Etat der Flotte ganz gewaltig in die Höhe schrauben wird. Wie sehr die Preise für Lebensmittel in den letzten Jahrzehnten gestiegen sind, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Erst am 1. April dieses Jahres hat die Admiralität eine Verfügung erlassen, durch die der Kantinenpreis für Kaffee z. B. von 8 d auf einen Schilling heraufgesetzt wurde, Zucker, eingemachte Früchte und Gemüse und so weiter sind ebenfalls heraufgegangen, ohne daß die Matrosen Zulagen erhielten.

Ein anderer Punkt, der Ursache zur Unzufriedenheit gibt, ist, daß die Matrosen der Kriegsflotte ihre Uniformen zu bezahlen und in Ordnung zu halten haben, d. h. die Kosten werden ihnen angerechnet, während die Soldaten und alle anderen Angestellten der Regierung ihre Uniformen umsonst geliefert erhalten. Die Admiralität läßt die Uniformen der Matrosen von Zivilschneidern anfertigen, die heute, wo die Löhne so gestiegen sind, bedeutend mehr verlangen als vor fünfzig Jahren, so daß die Matrosen diese höheren Löhne mitbezahlen müssen, ohne selbst mehr zu erhalten. Die Marinetruppen, mit denen die Matrosen naturgemäß in engster Berührung sind, bekommen ihre Uniformen nicht nur ohne Zahlung, sondern sie haben auch in den letzten Jahrzehnten wiederholt Lohnaufbesserungen erhalten. Die Marinetruppen haben in gewissen Fällen auch Anspruch auf Heiratszulagen, die Matrosen aber nicht. Offiziell hat eigentlich weder der Matrose noch der Marineoffizier ein Recht zu heiraten. Wenn ein Soldat oder ein Beamter von einem Ort zum anderen versetzt wird, gewährt man ihm die Umzugskosten, dem Matrosen nicht. Neulich erst wurden mehrere Zerstörerdivisionen von Portsmouth nach Harwich verlegt, weder die verheirateten Offiziere

noch Mannschaften erhielten irgend welche Entschädigung für die Umzüge. Diese Bestimmungen stammen noch aus der guten alten Zeit, wo die Matrosen der Kriegsflotte in Friedenszeiten ihre Frauen an Bord haben durften. Als das Recht abgeschafft wurde, erhielten die Leute keinerlei Entschädigung. Sie mußten sich Wohnungen an Land nehmen und ihre Familien von ihrer Löhnung erhalten, was bisher der Staat getan hatte.

Vor einigen Jahren bestimmte die Admiralität, daß die Mannschaften der Kriegsmarine nicht mehr wie bisher nach 20, sondern erst nach 22 Jahren pensionsberechtigt sein sollten, dabei wurden die Pensionen nicht erhöht. Vor kurzer Zeit wurde die Summe, die Zwischendeckoffiziere bei Verlassen des Dienstes erhalten, von 20 auf 15 Pfund Sterling heruntersetzt, und gewisse Entschädigungen, die bis dahin für besondere Kommandos bezahlt worden waren, wurden abgeschafft. In manchen Fällen haben die Zwischendeckoffiziere bei Uebernahme solcher Kommandos neue Uniformen anzuschaffen, was sie auch aus der eigenen Tasche bezahlen müssen. Das sind einige der Punkte, über die die Matrosen der Kriegsflotte sich beklagen, sie haben noch eine Menge anderer Beschwerden, auf die einzugehen, doch zu weit führen würde.

Gegenwärtig stellt ein besonderer Ausschuß schon Untersuchungen über gewisse Strafbestimmungen und Disziplinarrechte an. Auch da sollen grobe Ungerechtigkeiten vorliegen. Der Vorsitzende des Ausschusses ist Kontreadmiral Brook. Die Untersuchungen haben sich schon ziemlich lange hingezogen und die Matrosen beschwerten sich darüber, daß sich nicht einer ihrer Vertreter unter den Mitgliedern des Ausschusses befindet, eine Beschwerde, die auch schon sehr nach „Gewerkschaften“ schmeckt und jedenfalls ein recht eigentümliches Licht auf die Auffassungen wirft, die man heute in der britischen Flotte hat.

Die Geheimnisse der Zukunft.

Das Bedürfnis, den Schleier der Zukunft zu lüften, hat der Mensch zu allen Zeiten gehabt, trotzdem es doch die beste Gabe der Gottheit war, die ihm das Kommende barmherzig verhüllte. Aber immer und immer wieder, von der Urzeit bis heute, haben sich Weise und Toren bemüht, in das Dunkel der Zukunft einzudringen und zu ergründen, was das eiserne Schicksal ihnen bestimmte.

Ist es ihnen jemals gelungen? Wissenschaftliche Autoritäten halten ein zeitliches Fernsehen für unmöglich, obgleich sie zugeben, daß eine Reihe historischer Vorsagen richtig eintrafen. Die Erklärung hierfür wurde von ihnen ausschließlich im Zufälligen gesucht. Bekanntlich muß aber der „Zufall“ überall vorhalten, wo das positive Wissen versagt. Und der Gegenbeweis fehlt. Der Münchener Schriftsteller Dr. Kemmerich erzählt, wie er selbst zu einem Bejager der prophetischen Gabe gekommen ist. Er hatte sich mit einer literarischen Arbeit über die Lebensdauer und die Todesursachen deutscher Fürstengeschlechter beschäftigt und stieß dabei auf die erstaunliche Tatsache, daß Maximilians I., Rudolfs II. und Karls V. Todestag und Todesursache weit vorher mit verblüffender Genauigkeit vorausgesagt wurden. Jeder Gebildete lacht heute über die Orakelsprüche bei den alten Völkern, und einzelne Voraussetzungen hatte schon Thukydides in kritischer Weise zu widerlegen gesucht. Trotzdem ist es Tatsache, daß der peloponnesische Krieg mit allen Begleiterscheinungen eintraf, wie das Orakel es verkündete, ebenso ist Cäsar an demselben Tage ermordet worden, wie vorhergesagt wurde.

Von einem merkwürdigen Vorfall wußte Brugsch Pascha zu berichten. Er hatte sich nach Aegypten begeben wollen, hielt sich aber unterwegs noch in Deutschland auf. Hier bekam er ein Telegramm vom Khedive, zurückzukehren und die Reise zu verschieben. Der Khedive hatte ein Unglück vorhergesehen. Tatsächlich explodierte auf dem Schiffe, mit dem Brugsch die Reise unternehmen wollte, eine Höllenschiff, die zwanzig Reisende tötete. Bismarck sah die Schlaecht von Königgrätz und deren Ausgang in einem symbolischen Traum.

Ein einfacher sächsischer Landmann, namens Christian Häring, sah am Charfreitag 1756 in einer Vision das Herannahen eines siebenjährigen Krieges. Er begab sich zum König, um ihn zu warnen, wurde aber nur vom Minister Brühl empfangen, der seinen Geisteszustand prüfen ließ. Die Vision wurde dann zu einer historischen Tatsache. In ähnlicher Weise bewährte sich die Prophezeiung des Bauern Johann Adam Müller, der eine Demütigung Frankreichs durch Deutschland verkündete. Den Pariser Bazarbrand hatte Madame Cuidon in Paris prophezeit. Eine Seherin giebt es in Berlin, deren Visionen nach einem Protokoll publiziert wurden. Die Prophezeiungen bewährten sich in den meisten Fällen. So sagte sie im Mai 1898 einen Brand im New Yorker Hafen voraus. Die furchtbare Katastrophe, der zahlreiche Menschenleben und mehrere stolze deutsche Ozeandampfer zum Opfer fielen, spielte sich dann am 30. Juni desselben Jahres im New Yorker Hafen tatsächlich ab. Ebenso wie der vorhergesagte Untergang des Schiffes „Gneisenau“ und die Kohlengrubenkatastrophe in Brück-Dux.

Als merkwürdigste Erscheinung ist Nostradamus zu bezeichnen, der mittels der Astrologie zukünftige Dinge prophezeite. Seine Visionen hatte er zuerst in Prosa, dann in Versen niedergeschrieben. Die Bücher finden sich in einzelnen großen Bibliotheken vor, und man kann infolgedessen die Prophezeiungen noch jetzt kontrollieren. Bei Nostradamus haben wir mehrfache Fälle einer genauen namentlichen Bezeichnung in seinen Visionen. Er sagte Montmorencys Gefangennahme und Hinrichtung achtzig Jahre vorher voraus, ebenso die große französische Revolution und die Flucht Ludwigs XVI. Er nannte auch die Namen der beiden Verräter des Königs. Ferner sprach er von der Regierungsdauer Napoleons, von der Dauer seiner Kriege und prophezeite für 1792 eine neue Zeitrechnung von kurzer Dauer, die ja auch während der Revolution eingeführt wurde.

Was beweisen alle diese Tatsachen? Nichts Anderes, als daß es eine Kraft in manchen Menschen giebt, die Zukünftiges so nahe zu bringen vermag wie das Fernrohr die Himmelskörper. Aber es giebt innerhalb dieser Prophezeiungen viel Unrichtiges, viele, die nicht eintreffen. In solchen Fällen handelt es sich um Irrtümer, um eine nur teilweise Vision oder um eine falsche Auslegung des Geschehenen.

Für das Phänomen des Fernsehens haben wir vorläufig keine Erklärung. Diese ist Sache des Experiments. Die Prophetie ist etwas Wunderbares, wie die Elektrizität, von der wir auch nichts Genaues wissen. Merkwürdig ist es, daß alle später eingetroffenen Visionen nur von tragischen Vorfällen erfüllt waren. Die Gabe, vorauszu sehen, bedeutet also natürlich kein Glück für die Menschen. Wir müssen dankbar sein, daß unsere Zukunft im Dunkel sich befindet. Anders wäre es, wenn die Prophezeiungen das Kommende zu beeinflussen und zu verhüten vermöchten. Aber, daß es ein Sehertum giebt, können wir mit Bestimmtheit nicht mehr leugnen.

Vermitsches.

Italien und Oesterreich-Ungarn. Unser Wiener Korrespondent schreibt: Ich hatte schon bei der Ersetzung des verstorbenen österreichisch-ungarischen Außenministers Aehrenthal durch Herrn von Berchtold meiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß Berchtold die Politik freundschaftlicher Beziehungen zu Italien im Sinne seines Vorgängers fortsetzen würde. Die Rede, die Berchtold vor den Delegationen des österreichischen und des ungarischen Parlaments gehalten hat, beweist, daß meine Auffassung nicht zu optimistisch gewesen ist. Der neue Minister hat die Gelegenheit benutzt, die Herzlichkeit der italienisch-österreichischen Beziehungen auf das bestimmteste hervorzuheben. Er hat ausdrücklich auch betont, daß der italienisch-türkische Krieg in diese freundschaftlichen Beziehungen keine Unterbrechung hineingebracht hat. Und wenn der Minister in ganz besonders begeisterten Worten den Dreibund feierte, der der erhabenen Friedensidee zu dienen berufen sei und wenn er versicherte, daß die habsburgische Monarchie dem Dreibund nach wie vor treubleiben würde, so galten diese Versicherungen der Freundschaft und der Treue doch nicht nur Deutschland, sondern ebenso auch Italien, das ja eines der Mitglieder des Dreibundes ist. Es war ganz besonders zutreffend, daß der Minister bei dieser Gelegenheit die Bedeutung des Dreibundes für den Frieden hervorgehoben hat. Bestünde der Dreibund nicht, so hätte das Vorgehen Italiens gegen die Türkei nahezu mit Gewißheit einen Krieg zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn zur Folge gehabt. Denn einmal hätte sich dann Oesterreich-Ungarn in seinen Balkaninteressen auf das schärfste gefährdet gefühlt und zweitens hätte es ja eine vorzügliche Gelegenheit gehabt, das durch die Abgabe großer Truppenmengen nach den tripolitanischen Kriegsschauplatze militärisch geschwächte Italien zu überfallen. Vor dem Zustandekommen des Dreibundes, also noch etwa in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hätte Italien auch unmöglich an ein solches kriegerisches Abenteuer gegen die Türkei denken können, weil es alle seine Kräfte hätte zusammenhalten müssen, um den Gegner im Norden jederzeit gewachsen zu sein. Der Dreibund also sichert Italien Frieden und Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn und gewährt ihm zugleich eine Aktionsfreiheit, die es vorher nicht hatte. Die Gegner des Dreibundes haben den einzelnen Mitgliedern dieses Bundes immer wieder zu suggerieren versucht, daß ihre Bewegungsfreiheit durch das Bündnisverhältnis gemindert wäre. Das Beispiel des italienisch-türkischen Krieges aber zeigt, daß gerade das Gegenteil richtig ist. Die Italiener sind viel zu kluge Politiker und zu gute Rechner, um die praktische Bedeutung dieses Vorganges zu verkennen. Sie werden deshalb zur demnächstigen Erneuerung des Dreibundes ebenso bereit sein, wie es Deutschland und Oesterreich-Ungarn im Prinzip sind. Daran können auch gelegentliche Reibungen zwischen den „Italianissimi“ und Deutsch-Oesterreichern in Südtirol oder in Istrien oder sonstwo nicht das mindeste ändern. Die Politik zweier so großer Staaten wird nicht von einigen Heißspornen und Phantasten gemacht, sondern von ruhigen, das wahre Wohl ihres Vaterlandes ins Auge fassenden Staatsmännern.

Zwei deutsche Offiziere beim Dardanellenbombardement getötet? Nach dem „Corriere d'Italia“ sollen während des Bombardements der Dardanellen auch zwei deutsche (??) Offiziere getötet worden sein, die sich in einem türkischen Fort befunden haben sollen. (Wir geben diese Meldung des italienischen Blattes mit allem

Vorbehalt wieder. D. Red.) Die Blätter veröffentlichen ein Reutertelegramm über die Ausweisung des italienischen Botschaftsrats Garbasso und zweier italienischer Vizekonsuln, die während des Krieges der deutschen Botschaft in Konstantinopel zugeweiht waren. Das „Giornale d'Italia“ kann es bei der Veröffentlichung dieses Telegramms natürlich nicht unterlassen, ein paar Gehässigkeiten gegen den deutschen Botschafter in Konstantinopel Freiherrn v. Marschall anzubringen. Freiherr v. Marschall habe sich des ihm übertragenen Schutzes der Italiener nie in ernsthafter Weise angenommen. Solche (durch nichts begründeten. D. Red.) Anschuldigungen finden sich jetzt alle Augenblicke in einem gewissen Teil der chauvinistischen Presse.

Die Tochter des Tabakkönigs als Prinzessin. Die Beherrscher des allmächtigen Tabaktrusts, die Familie Duke, ist in Amerika wegen der interessanten und manchmal sehr seltsamen Heiraten bekannt, die ihre Mitglieder geschlossen haben. Nun liefert, wie schon kurz berichtet, Miß Mary Duke ein weiteres Beispiel für diese Tatsache, indem sie dem Prinzen Ludwig Pignatelli d' Aragon, einem entfernten Verwandten des Königs von Spanien, die Hand zum Bund fürs Leben reichen will. Sie ist die erste dert Familie, die einen Gatten aus königlichem Geblüte haben wird. Der Prinz Pignatelli braucht seine Wahl nicht zu bereuen, denn seine zukünftige Frau wird ihm die Kleinigkeit von 300 Millionen Mark mit in die Ehe bringen. Die Familiengeschichte der Dukes lautet wie ein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht“. Der Großvater der Prinzenbraut stand an der Grenze des völligen Ruins, als nach dem Bürgerkrieg seine nicht allzu große Farm völlig verwüstet und brach dalag. Da begann er Tabak zu bauen und in kurzer Zeit schuf er ein großes Tabaksunternehmen, das, besonders da der alte Duke die damals beginnende Neigung der Amerikaner, Zigaretten zu rauchen, äußerst geschickt auszubeuten verstand, bald die allmächtige Stellung errang, die das Haus heute besitzt. Miß Duke wird als eine ziemlich kleine, äußerst temperamentvolle und sehr energische Brünette beschrieben, die über eine gute Stimme verfügt und auch sonst in künstlerischer Hinsicht nicht gerade unbegabt sein soll. Zahlreich sind die Bewerber um ihre kleine Hand gewesen, aber sie hatte sich in den Kopf gesetzt, nur einen Amerikaner zu heiraten. Ihrem Vorsatz ist sie jetzt doch untreu geworden. Prinz Ludwig entstammt einer sehr alten italienischen Familie, die heute in fünf Zweigen noch fortbesteht, und zwar gehört der Bräutigam der spanischen Linie an. Auch er ist — allerdings nicht nach amerikanischen Begriffen — begütert. Als er im vorigen Jahre zum erstenmal nach New York kam, da verstand er es bald, sich dem Milliardenmilieu anzupassen, und er wurde berühmt wegen seiner Waghalsigkeit, die ihn mehr als einmal in Lebensgefahr gebracht hat. Der Vater seiner Braut war anfangs ein starker Gegner des Bundes, und erst nachdem Prinz Pignatelli gesprochen hatte, ein echter und rechter Geschäftsmann zu werden, gab seinen väterlichen Segen.

Der Prinz von Wales in Paris. Man berichtet aus Paris: Man sagt, es sei der Wunsch des Königs Eduard VII. von England gewesen, daß sein ältester Enkel einige Zeit in Paris zubringen solle, um sich mit der französischen Sprache vertraut zu machen und sich jene Sicherheit des Umganges und des Auftretens, durch welche die Franzosen den Engländern so weit überlegen sind, anzueignen. König Georg V. hat diesen Wunsch seines verstorbenen Vaters zwar erfüllt und der 17jährige Prinz von Wales befindet sich seit einiger Zeit

wie man weiß, in Paris als Gast des Marquis de Breteuil, aber es sind, wie man aus Paris schreibt, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um zu verhindern, daß er etwa in die Fußstapfen seines lebenslustigen Herrn Großvaters treten könnte. Sein sehr streng geregeltes Tagewerk ist ganz und gar nicht kurzweilig. Pünktlich um sieben Uhr morgens muß er sich aus den Federn erheben, um acht Uhr frühstückt er mit seinem Gouverneur Mr. Hansell und dann unternimmt er einen Ritt ins Bois de Bologne, doch nur einen sehr zahmen und kurzen Ritt, der den Eindruck erweckt, als bereite der edle Reitsport ihm nur ein sehr mäßiges Vergnügen. Von neun bis elf Uhr hat der Prinz französischen Unterricht bei einigen der vortrefflichsten Pariser Professoren, die sich indessen, wie es heißt, ziemlich vergebliche Mühe geben, ihn zum Sprechen zu bringen. Dann geht es nochmals auf eine Stunde ins Bois, diesmal zu Fuß, damit der Prinz Appetit zum zweiten Frühstück, das stets im schwarzen Anzug eingenommen wird, bekommt. Nach dieser Mahlzeit darf der Prinz eine leichte türkische Zigarette oder deren gar zwei bis drei rauchen, und das ist ungefähr die einzige Extravaganz, die ihm am ganzen Tage gestattet ist. Um fünf Uhr verläßt er das Haus, um einigen sehr würdigen, sehr vornehmen und meist hochbetagten Herrschaften, denen er von seinen Eltern empfohlen ist, einen pflichtmäßigen Besuch abzustatten. Um acht Uhr speist er allein mit seinem Gouverneur auf seinem Zimmer und zweimal wöchentlich wird er in die große Oper zur Aufführung klassischer Werke geführt. Den Sonntag muß er, nach englischer Sitte, vollkommen zurückgezogen verbringen und die Erwartung der Pariser, daß er, wie einst sein Großvater, ein sonntäglicher Stammgast auf den Pariser Rennplätzen sein würde, ist infolgedessen enttäuscht worden. Von der heiteren Seite des Pariser Lebens bekommt der Prinz so gut wie nichts zu sehen und die ängstliche Besorgnis seiner Eltern, daß er Schaden an Seele oder Leib nehmen könnte, geht soweit, daß er niemals etwas anderes als klares Wasser trinken darf.

Blutige Straßenkämpfe in Budapest. Obwohl der von der sozialdemokratischen Partei des ungarischen Abgeordnetenhauses infolge der parlamentarischen Konflikte proklamierte Generalstreik nur teilweise gelungen ist und in den meisten Budapester Fabriken weiter gearbeitet wurde, ist es doch zu blutigen Straßenkämpfen in der ungarischen Hauptstadt gekommen, über die wir die hier einlaufenden Telegramme bekanntgaben. Es wurden mehrere Personen getötet und gegen 200 verwundet, so daß zur Wiederherstellung der Ordnung die gesamte Budapester Garnison mobilisiert werden mußte. — Schon in den ersten Stunden des kritischen Tages zogen riesige Massen von Arbeitern nach dem Parlamentsgebäude, um dieses und die benachbarten Straßen zu besetzen. Es kam bereits hierbei zu wiederholten Zusammenstößen mit der Polizei, wobei Blut floß. Während im Zentrum Militär und Polizei nach Möglichkeit für Ordnung sorgten, entspannen sich in den Vorstädten furchterliche Kämpfe zwischen Streikenden und Arbeitswilligen, wobei es auf beiden Seiten zahlreiche Schwerverletzte gab, die weggetragen werden mußten. Der erste Tote war ein Streikender, der sich mit einer Anzahl von Kumpanen in einem Neubau versteckt hielt, von dem aus die vorüberziehenden Polizisten mit Steinen beworfen wurden. Die bedrängte Polizei feuerte darauf zwei Salven ab, die einen Angreifer tot niederstreckten und neun andere schwer verwundeten. In den verschiedensten Stadtgegenden ereigneten sich ähnliche Vorgänge. Der

Straßenbahnverkehr mußte eingestellt werden, da die Wagenfenster zertrümmert und die Fahrgäste durch Steinwürfe verletzt wurden. Ein Wagen wurde ganz und gar umgeworfen und aus ihm eine Barrikade hergestellt. Die Läden mußten geschlossen werden, da die Schaufenster von der wütenden fanatischen Menge zertrümmert wurden. Das alles war jedoch nur das Vorspiel. Die eigentlichen Straßenkämpfe entbrannten erst gegen 11 Uhr, als die Demonstranten starken Zuzug aus den Vororten erhalten hatten. 10.000 Mann Truppen waren auf die bedrohten Straßen verteilt worden. Aber auch die Soldaten wurden mit Steinen, Hämmern und Knütteln bombardiert. Als ein Polizist, der mit zahlreichen anderen die Tumultuanten an dem Eindringen in das Parlamentsgebäude zu verhindern suchte, von einer Kugel ins Herz getroffen tot zusammenbrach, wurde die gesamte Garnison mobilisiert. Auf dem Westbahnhof wurde ein Husar von den Streikenden getroffen und sank tot vom Pferde. Unter den Getöteten befanden sich zwei Polizisten. Da auch das Aufgebot der gesamten Garnison die Ruhe nicht herzustellen vermochte, vielmehr für den Abend und die Nacht noch schwerere Ausschreitungen befürchtet wurden, so machte in den ersten Nachmittagsstunden ein polizeilicher Erlaß bekannt, daß niemand bei harter Strafe von fünf Uhr ab seine Wohnung verlassen dürfe.

Einesonderbare Reiche starb in Oberweyer im Kreise Limburg an Unterernährung. Ein 68jähriges Fräulein Schmidt hatte während ihres Lebens in den kümmerlichsten Verhältnissen gelebt, und nun hat man in ihrem Nachlaß ein Vermögen von 150.000 Mark gefunden, darunter 20.000 Mark in Goldstücken. Als Erbin setzte die arme Reiche die katholische Pfarrgemeinde in Oberweyer ein, doch wird wohl der Vater Staat der lachende Dritte sein und ein hübsches rundes Sümmchen wegen Steuerhinterziehung für sich beanspruchen.

Frankreichs Flotte — entwaffnet. Der „Figaro“ berichtet, daß die 18 000-To.-Dreadnoughts vom Typ des „Danton“ in ihren Munitionskammern kein Pulver mehr für ihre 24-Zentimetergeschütze besäßen, da alle für sie bestimmten Vorräte als verdächtig hätten ans Land geschafft werden müssen. Man müsse es unverblümt heraus sagen, daß die wichtigsten Schlachtschiffe der französischen Flotte gegenwärtig entwaffnet seien.

Ist der Spargel gesund? Obgleich die Spargelköpfe sehr viel Wasser enthalten und mit 93 Prozent dem Salat beinahe gleichkommen, die Milch aber übertreffen, machen die stickstoffhaltigen Substanzen bis zu 30 Prozent der getrockneten Pflanze aus. Zu ihnen gehören die sogenannten Purinkörper, denen die nachteiligen Einflüsse des Spargels auf Personen mit gichtischer Veranlagung zugeschrieben werden. Beim Verzehren großer Mengen dieser Delikatesse soll eine Ausscheidung der Harnsäure in erhöhtem Maße stattfinden. Eine gleiche Wirkung hat auch Bier, das solche Purinkörper enthält, weshalb jeder Arzt den Gichtikern das Bier verbietet; Kalbsbröschchen (Kalbsmilch) soll aus dem gleichen Grunde zu verwerfen sein. — Man hat indes keine Veranlassung zu der Annahme, daß der Spargel, wenn er in vernünftigen Mengen genossen wird, tatsächlich weitgehende Störungen in dem Wohlbefinden hervorruft. Jedenfalls ist er leicht verdaulich und auch von Kranken gut zu vertragen. Die von ihm veranlaßte erhöhte Ausscheidung der Harnsäure wird sogar von manchen Aerzten als ein Vorteil angesehen. — Jedem Liebhaber des Spargels ist der eigentümliche Geruch der Ausscheidungsprodukte bekannt, der nicht allen Menschen angenehm ist. Er erklärt sich daraus, daß

sich eine kleine Menge von flüchtigen Substanzen bildet, die Schwefel enthalten. Diese sind stark-riechende Stoffe und unter dem Namen Methylmer-kaptane bekannt; sie veranlassen wahrscheinlich das Entstehen des Asparagins, wobei aber keine Beziehungen zu den Nieren stattfinden sollen. — Von physiologischen Grundsätzen aus läßt sich jeden-falls nichts gegen einen vernünftigen Genuß dieses wirklich populär gewordenen Nahrungsmittels ein-wenden.

Bilderpreise. Aus München wird gemeldet: Bei der Auktion der Galerie des verstorbenen Kom-merzienrates Adolf Herbst-Triebes in der Galerie Halbing, zu der sich zahlreiche Museumsleiter und Kunstfreunde eingefunden hatten, wurden zum Teil ansehnliche Preise erzielt. Die größten Summen wur-den gezahlt für Böcklins „Malerei und Dichtung“ (34.000 Mark), Lenbächs „Fürst Bismarck“ (17.000 Mark), Defreggers „Landsturm in Tirol“ (17.000 Mark), Stucks „Frühling“ (10.500 Mark), Uhdes „An-betung der heiligen drei Könige“ (9000 Mark), Mun-kacsis „Leihhaus“ (9000 Mark), Heinrich v. Zügels „Zwei Kühe“ (7600 Mark), Gabriel v. Max' „Ostern“ (5600 Mark), Max Liebermanns „Stand“ (5400 Mk.), Josef Israels „Alte Holländerin“ (5100 Mark). Zwei

Bilder Walter Leistikows „Im Herbst“ und „Dorf“ brachten 4300 und 2200 Mark.

Riesenstiftungen für Arbeiter. Der Großindustrielle Thyssen in Berlin stiftete der Un-terstützungskasse des Hüttenwerkes 140 000 Mark und für die Unterstützungskasse der Maschinenfabrik 70 000 Mark. Die Gesamtsumme der von Thyssen beschlossenen Stiftungen reicht an eine Million M. heran.

Die Mitgift. Braut: „... An barem Gelde, lieber Max, kriege ich zehntausend Mark mit; außer-dem ein schuldenfreies Häuschen, einige Morgen Land... Gib mir einen Kuß, Max!“ — Er: „Blei-ben wir bei der Sache, Rosalie!“



Fahr-räder,
Motor-räder,
Motor-wagen,
und -Transport-Fahrzeuge.
Französischsprachliche Kataloge.
Corona-Fahrradwerke u. Metall-industrie A.-G., Brandenburg a.H.

Casa Edison

S. PAULO - R. 15 DE NOV. 55.

Gustavo Figner

beehrt sich seiner zahlreichen Kundschaft, sowie dem Publikum im Allgemeinen mitzuteilen, dass er sein Geschäft aus der Rua 15 do Novembro und Rua São Bento 38 und 38 B. in das grosse Gebäude

Rua 15 de Novembro, 55

verlegt hat und erwartet, hier dasselbe Vertrauen u. denselben Vorzug seiner Geschäftsfreunde zu genießen.

Das neue Etablissement ist äusserst bequem einge-richtet und voll der letzten Neuheiten.

In das Innere
entsenden wir
Gratis-
Kataloge

Casa Edison

Bei Mehrab-
nahme bedeu-
dender
Rabatt

—o—

S PAULO

—o—

2307

